

d'Lëtzeburger **Land**

boomtown

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#09 64. Jahrgang 3. März 2017



5 453000 174663



3,50€

Das Vermächtnis des Fernand Boden

Die Affäre in der Gerichtsaffäre um den
Handel mit Handelsermächtigungen ist
ein Gruß aus dem CSV-Staat

Druck im Kessel

Immer mehr Düdelinger suchen
Hilfe in der Maison sociale. Vor allem
Wohnungsnot und steigende Mieten
setzen ihnen zu

World Wide Weiswampach

Fiscalité grand-ducale, laissez-faire
communal & capital belge ont
transformé la commune en *boomtown*
du nord

Photo: Sven Becker

Korruption, heißt es plötzlich, gab es bereits länger im Mittelstandsministerium. Ohne das Wissen des Ministers?

Das Vermächtnis des Fernand Boden

Michèle Sinner

First things first Es ist ihm gelungen: Gaston Vogel, Verteidiger von Joseph L., dem Hauptangeklagten in der Fälschungs- und Korruptionsaffäre, die derzeit vor dem Strafgericht verhandelt wird, hat eine Affäre in der Affäre geschaffen. Was er damit bezweckt, ist nicht ganz klar. Denn sein Mandant ist geständig. Joseph L. und den sieben weiteren Angeklagten wird in verschiedenen Konstellationen Unterlagenfälschung, aktive und passive Korruption vorgeworfen, im Hinblick auf die Beschaffung von Handelsermächtigungen. Unabhängig davon, wie die ehemalige konsultative Kommission für die Genehmigungen im Mittelstandsministerium – sie ist seit 2008 abgeschafft –, die die Anträge begutachtete, funktionierte oder eben nicht, unabhängig davon, ob es strikte Prozeduren zur Handhabung der Anträge gab: Unterlagen fälschen, Dossiers aus dem Ministerium herausgeben, Geld zahlen oder welches annehmen, durften die Angeklagten nicht.

Nebenkriegsschauplatz Dennoch ist das Geschehen auf dem Nebenkriegsschauplatz interessant, weil es letztlich zu der Frage führt, wie der ehemalige CSV-Minister Fernand Boden sein Ministerium führte und was er von Korruptionsvorwürfen gegen Mitarbeiter wusste, noch bevor die jetzt Angeklagten ihre mutmaßlich kriminellen Geschäfte aufnahmen.

Nemme Mëscht Laut Vogel funktionierte die Kommission nicht. Dort, so sein lautstark und mittels allerlei Kraftausdrücken vorgetragener Vorwurf, hätten VIPs aus verschiedenen Ministerien und den Berufskammern Jetons kassiert, ohne ihren Auftrag zu erfüllen, die Anträge zu prüfen. Wie sonst sei zu erklären, dass niemandem die Fälschungen aufgefallen wären, wenn doch immer das gleiche Muster angewandt worden sei, die gleichen Zertifikate vorgelegt worden seien, mit der gleichen Unterschrift und dem gleichen Stempel?

Vorausgesetzt, Vogels Altersweisheit lässt ihn nicht im Stich, missversteht er die Sachlage absichtlich. Denn die strittigen Zertifikate gehen auf eine EU-Richtlinie über die Anerkennung der Berufsqualifikationen zurück. Dass solche Zertifikate nicht nur von portugiesischen Staatsbürgern eingereicht wurden, sagte ein ehemaliger Mitarbeiter des mittlerweile vom Wirtschaftsministerium geschluckten Mittelstandsministeriums vor Gericht aus. Es handelt sich dabei um Formulare, auf denen Berufserfahrung und Ausbildungsdiplome eingetragen werden. Dass sie alle gleich aussehen, ist nur normal. Dass der gleiche Beamte der portugiesischen Industriekammer sie unterzeichnet hat, muss kein Indiz für einen Missstand sein, sondern kann auch einfach darauf zurückzuführen sein, dass es eine Person gibt, deren Job es ist, diese Zertifikate auszustellen. Ganz legitim. Und sie offensichtlich mit dem gleichen Stempel abstempelt. Dass es mehr portugiesische als beispielsweise dänische Zertifikate gab, hängt nicht zuletzt mit der Zusammensetzung der Bevölkerung zusammen.

Kein halbes Prozent Rund 300 „fälsche“ Handelsermächtigungen aus dem Zeitraum 2002 bis 2007 konnten die Ermittler der Kriminalpolizei ausfindig machen. Das sind zwar längst nicht so viele, wie der Steuerbeamte Marius Kohl Rulings ausstellte, lässt aber doch vermuten, dass auch der portugiesische Mitarbeiter der Industriekammer Fließbandarbeit leistete. Doch als das Mittelstandsministerium am 24. April 2006, ein Jahr bevor die derzeit verhandelte Affäre aufblühte, mitteilte, der Genehmigungsprozess für das Ausstellen der Handelsermächtigungen sei nun vom Tüv-Cert ISO-zertifiziert, lieferte es im Presseschreiben folgende Statistiken mit: 2002 gingen 7 954 Anträge ein, 2003 8 342 Anträge, 2004 10 248, 2005 10 950 und laut dem ehemaligen Regierungsrat im Mittelstandsministerium Emmanuel B. wurden 2007 12 000 Anträge bearbeitet. Insgesamt sprachen sich die Mitglieder der konsultativen Kommission also von 2002 bis 2007 für oder gegen die Gewährung von über 60 000 Handelsermächtigungen aus. Im Vergleich zu dieser Menge an Anträgen stellen die „fälschen“ Handelsermächtigungen keine 0,5 Prozent dar.

Christian S., der im Mittelstandsministerium für die Handelsermächtigungen zuständige Beamte, führte deshalb nicht nur die ISO-Prozedur und Zertifizierung ein, sondern ließ die konsultative Kommission zwei- statt einmal wöchentlich tagen. Zwischen 100 und 200 Dossiers pro Sitzung nahm sie durch, damit es schneller voranging. In der Pressemitteilung von April 2006 heißt es stolz, es dauere nun im Schnitt 19 Tage, bis eine Handelsermächtigung ausgestellt werde. Vor Gericht sagte Christian S. aus, er habe auch zusätzliches Personal verlangt, um die Anträge vorzubereiten, damit es schneller gehe. Das sei ihm lange verwehrt geblieben. Die Arbeitsteilung sah

Die Affäre in der Affäre, sie ist ein Gruß aus dem CSV-Staat

deshalb vor, dass Raymond S. und ein Kollege alle Anträge in der Kommission vorstellten, die eindeutig und vollständig waren. S. selbst stellte die Anträge vor, deren Sachlage nicht so eindeutig war.

Eine zu effiziente Verwaltung Am Mittwoch zauberte Benoît Entringer, Verteidiger von Simone B., ehemalige Mitarbeiterin im Ministerium, ein ihm „anonym“ zugeschicktes Schreiben hervor, auf das indes nur Mitarbeiter des Mittelstandsministeriums Zugang hatten, und brachte so Christian S. in Verlegenheit. Es handelt sich um einen Antrag zur Überschreitung einer bestehenden Handelsermächtigung auf einen neuen technischen Geschäftsführer, den die Anwaltskanzlei, die S.s Frau beschäftigte, im März 2007 eingereicht hatte. Er wurde dem Anschein nach am gleichen Tag von der Kommission begutachtet, an dem er beim Ministerium einging. So wollten die Verteidiger S. unterstellen, er habe den Antrag bevorzugt behandelt, weil er aus der Kanzlei komme, bei der seine Frau beschäftigt war. Was das „anonyme“ Schreiben nicht zeigt, ist, wie lange schon Unterlagen beim Ministerium vorlagen, wann die definitive Genehmigung ausgestellt wurde und wer das Dossier bearbeitet hatte. Obwohl S. von der Staatsanwaltschaft nichts vorgeworfen wird und sie ihn im Prozess als Zeugen aufgerufen hatte, musste er sich verteidigen, er habe die anderen Kommissionsmitglieder in jedem Fall darauf hingewiesen, dass seine Frau in der betreffenden Kanzlei arbeitete, und darauf aufmerksam gemacht, dass mehr Personal notwendig sei, um solchen Situationen vorzubeugen. Was das Schreiben durchaus zeigt, ist erstens, dass keine Eile bestand, da eine gültige vorläufige Genehmigung vorlag. Und es verdeutlicht zweitens, wie schnell die Dossiers in der Kommission abgehandelt wurden. Die Mitglieder setzten ihre Unterschrift auf ein Formular, in dem per Hand eingetragen wurde, wie viele von ihnen für eine Genehmigung und wie viele dagegen gestimmt hatten. Christian S. versuchte zu erklären, dass man die Bearbeitungszeiten dermaßen reduziert hatte, dass die Bearbeitung am Eingangstag ebenso gewöhnlich gewesen sei wie das Ausstellen einer Genehmigung binnen einer Woche. S. musste sich quasi dafür entschuldigen, dass im Mittelstandsministerium zu effizient gearbeitet wurde.

Trau dech Eine Genehmigung binnen einer Woche? Darüber mag mancher in der Privatwirtschaft staunen, je nachdem, wann er seine eigene Genehmigung beantragt hat. Denn 2004 hatte das Mittelstandsministerium einen Bericht über die Reduzierung des Verwaltungsaufwands vorgelegt, später machte Staatsminister Jean-Claude Juncker (CSV)

die *simplification administrative* zur Chefsache und das Omnibusgesetz wurde erst vor wenigen Wochen gestimmt. Während allerhand Initiativen à la „Traudech“ und „1,2,3 Go“ ins Leben gerufen wurden, um den Unternehmergeist zu beschwören und junge Leute zur Unternehmensgründung zu motivieren, wurde sich in Unternehmerkreisen gleichzeitig über die langen Wartezeiten bei der Ausstellung von Handelsermächtigungen beschwert. Vor der ISO-Prozedur konnte es durchaus mehrere Monate dauern, bis aus dem Mittelstandsministerium eine Handelsermächtigung erging. Das lag einerseits natürlich an der großen Masse von Anträgen und am wenigen Personal, das sie bearbeiten sollte. Aber auch an S.s Vorgänger als Präsident der konsultativen Kommission und Zeichnungsberechtigten der Genehmigungen: Albert F. Christian S. sprach bei seiner Anhörung im Vorfeld des Prozesses erstmals aus, was bis dahin scheinbar niemand hatte beweisen können. „Je peux vous dire qu’il était de notoriété générale que Monsieur F. était corrompu. Souvent il se présentait les dix dernières minutes [in den Kommissionssitzungen, Anmerkung der Red.] pour faire signer ses dossiers particuliers, généralement six à douze dossiers par réunion et que tout le monde signait même si certains semblaient le faire à mon avis à contre-cœur. Je l’avais signalé à Monsieur B. [Regierungsberater von Fernand Boden, Anmerkung der Red.]. Même si ce dernier était de mon avis, il n’a pas réussi à faire sortir Monsieur F.“ In Unternehmerkreisen riet man angehenden Firmengründern zu Fs. Zeiten, selbst wenn alle Bedingungen zur Vergabe einer Handelsermächtigung erfüllt waren, einen Geldumschlag bereit zu halten, falls man innerhalb eines überschaubaren Zeitraums seine Genehmigung haben wollte. F. hatte mehr Zeit als die Firmengründer, er konnte monatelang auf Dossiers sitzen bleiben, wenn er wollte. Deshalb sagte Christian S. auch diese Woche noch vor Gericht, die Beschleunigung der Genehmigungsprozedur sei wichtig, weil dadurch Anreize zur Korruption verschwinden würden.

Da Christian S. angab, Emmanuel B., der das Ministerium mittlerweile verlassen hat, ebenfalls von der Staatsanwaltschaft als Zeuge geladen, über F. ins Bild gesetzt zu haben, musste sich dieser am Dienstag die Frage gefallen lassen, was er daraufhin unternommen habe. Es war für den übervorsichtigen B. ein sichtlich unangenehmer Moment. Er holte erst einmal tief Luft und schwieg. Nach einigem Ringen erklärte er, man habe Albert F. mehrmals darauf erklärt, „dass das nicht geht“. Dann legte B. wieder eine Pause ein und zuckte mit den Schultern. Dann fuhr er fort. F. sei am Karriereende gewesen. Er habe den Minister, mangels Beweisen mit anderen Worten, darauf hingewiesen. Seines Wissens, so B., sei daraufhin „nichts passiert“.

Am Mittwoch bestätigten weitere ehemalige Mitarbeiter des Mittelstandsministeriums, darunter der Angeklagte Raymond S., Christian S.s Darstellung, wonach Albert F. jeweils nur mit ein paar Dossiers gegen Ende der Kommissionsitzungen aufgetaucht sei. In seinem Büro hätten sich die Antragsakten

gestapelt, seine Sekretärin habe mitunter die Herausgabe verweigert.

Kein Vertrauen in die Justiz Vor allem berichteten sie, schon früher, zu Zeiten, in denen Albert F. bereits stellvertretender Präsident der konsultativen Kommission war und über eine Unterschriftsbefugnis für die Genehmigungen verfügte, zweimal Geld in Umschlägen entdeckt zu haben. Einmal habe der Mitarbeiter einen Antrag am Schalter entgegengenommen und den Umschlag wegwerfen wollen. Daraufhin habe ihm der Antragsteller gesagt, er solle vorher lieber hineinschauen. Er habe darin 1 000 Franken entdeckt und flugs den Antragsteller auf Nimmerwiedersehen mitsamt Geld und Unterlagen wegschickt. Ein weiteres Mal seien in einem Umschlag 10 000 Franken entdeckt worden. Den Umschlag, sagte der ehemalige Mitarbeiter im Mittelstandsministerium, habe er daraufhin auf Geheiß seines Vorgesetzten persönlich den Justizbehörden übermittelt. Ob eine Untersuchung wurde, wisse er nicht. Sein damaliger Arbeitskollege, der ebenfalls aussagte, meinte, er habe damals das Vertrauen in die Justiz verloren.

Die Angeklagte Simone B. sagte am Donnerstag aus, auch Albert F. habe ihr Dossiers zur Vorbereitung für die Kommission gegeben, manchmal mit dem Hinweis, sie kämen von Joseph L. und ihr später gesagt, sie könne auch direkt Dossiers von ihrem Verwandten entgegennehmen. Albert F. hat die heute Angeklagten quasi eingeführt.

F. kontrollierte zu seiner Zeit aber nicht nur die Handelsermächtigungen. Er konnte unter Fernand Boden Positionen kumulieren, die ihm die Kontrolle von Anfang bis zum Ende der Kette gaben: Von der Examenskommission der Berufskammern über die konsultative Kommission für die Handelsermächtigungen bis hin zu den staatlichen Beihilfen für Unternehmen hielt er zeitweise alle Fäden in der Hand. Sogar für einen lupenreinen Beamten eine Konzentration von Macht.

Genehmigungsverweigerung mit Todesfolge Selbst wenn Fernand Boden in den Jahren vorher nichts von alledem mitbekommen haben sollte, musste er sich spätestens im Herbst 2004 Fragen stellen. Denn am 5. Oktober 2004 übergoss sich Maggy Delvaux-Mufu Mpia, 42-jährige Mutter von drei Kindern, gegen 11.45 auf der Place d’armes mit Bezin und steckte sich selbst in Brand nachdem sie „ich bin Opfer von Rassismus“ schrie. Mag sein, dass dies teilweise ein Irrtum war und sie vielleicht Opfer eines korrupten Beamten sowie protektionistischen Reflexen war. Delvaux Mufu-Mpia, stellte sich kurz danach heraus, wusste keinen Ausweg mehr aus der finanziellen Misere, in die sie und ihr Mann geraten waren, nachdem sie einen Autohandel mit Werkstatt in Oberwampach übernehmen wollten. Doch ihr Mann erhielt trotz Ingenieur-Diplom „mécanique générale“ und Berufserfahrung unter Albert F. keine Handelsermächtigung für eine Autowerkstatt, weil er kein Automechaniker sei. Sie legten ein Wider-

spruchsverfahren (*recours gracieux*) gegen die Verweigerung ein. Das Mittelstandsministerium, beziehungsweise der zuständige Beamte, Albert F., ließ die Drei-Monatsfrist ohne Antwort verstreichen. Daraufhin leiteten sie ein Streitverfahren ein; sechs Monate waren seit dem ersten Antrag vergangen. Am 14. Januar 2004 bekam das Ehepaar Delvaux vor dem Verwaltungsgericht Recht. Das Gericht lehnte die Argumentation des Ministeriums und der Handwerkskammer, Olivier Delvaux’ Ingenieur-Diplom sei zu generell und deshalb einem Meisterbrief als Automechaniker nicht ebenbürtig, ohne Wenn und Aber ab. Erst danach konnte die Genehmigung ausgestellt werden, die die Delvaux wirklich brauchten. Doch da hatten die Mitarbeiter bereits gekündigt, die Familie war hochverschuldet und der Autohersteller entzog die Konzession.

Großherzogin Maria Teresa besuchte Maggy Delvaux-Mufu Mpia in Metz im Krankenhaus bevor sie starb. Fernand Boden wies jede Verantwortung seines Ministeriums von sich, seine Beamten hätten sich „korrekt“ verhalten. Das *Tageblatt* zitierte Tage später Ted Matgen, den stellvertretenden Direktor der Handwerkskammer. Die Leidensgeschichte von Maggy Delvaux-Mufu Mpia bezeichnete der als „Räbergeschichten“ und sagte, es habe keinen Grund gegeben, „esou en Zauber ze maachen“.

Ruhet in Frieden Matgens Name fällt dieser Tage oft vor Gericht, weil er die Handwerkskammer in der konsultativen Kommission vertrat. Gerne würde ihn die Verteidigung als Zeugen aufrufen, weil er von heftigen Diskussionen im Zusammenhang mit den Handelsermächtigungen für die portugiesischen Staatsbürger berichtet haben soll. Matgen wird nicht erscheinen, er ist verstorben. Nachdem sich Delvaux-Mufu Mpia angezündet hatte, erklärte Handwerkskammerdirektor Paul Ensch gegenüber *Le Jeudi*: „Le droit d’établissement est de plus en plus libéralisé. Nous ne nous opposons pas au fait que, sous conditions, des ressortissants d’autres pays créent des sociétés.“ Das Verwaltungsgericht habe ihnen Recht gegeben, Delvaux habe sich niederlassen können, so Ensch, der sich von Matgens Aussagen distanzierte. Dass Staatsbürger anderer Länder via Äquivalenzen die Meisterprüfung umgehen konnten, gefiel den Handwerkern gar nicht, die auch an anderer Stelle Protektionismus übten. Beispielsweise indem via ausschließlich deutschsprachige Meisterprüfungen eine natürliche Selektion durchgeführt wurde.

Nachdem die „fälschen“ Handelsermächtigungen aufflogen, wurde Albert F. angehört. Angeklagt wurde er nie, schon damals wies man in Justizkreisen darauf hin, der Gesetzeslage nach belaste sich jeder der ihm Geld gegeben habe, selbst zu schwer, als dass jemand aussagen würde, und man F. deshalb nichts nachweise könne. Seither sind zehn Jahre vergangen. Letztes Jahr ist Albert F. verstorben. Er war, wie Angeklagten bestätigten, ein Bekannter von Joseph L., der in ihn in seinem Büro besuchte.

Ein Gruß aus dem CSV-Staat Fernand Boden wurde von der Staatsanwaltschaft nicht einmal als Zeuge aufgerufen, obwohl er selbst, Joseph L. und Simone B. gegenüber den Ermittlern bestätigten, dass der Minister die beiden samt Ehegatten und der kleinen Tochter von Simone B. bei sich zu Hause in Echternach empfing. Der Besuch fand statt, nachdem der Minister vom Verdacht gegen Joseph L. und der am 3. April 2007 von ihren Vorgesetzten vorgeladene Simone B. erfuhr. Boden ließ zwei Tage vor dem Osterwochenende verstreichen, so dass erst am 10. April Anzeige erstattet wurde. Ein Rausschmiss von Simone B. und Raymond S. wegen schweren Fehlverhaltens, erklärte Emmanuel B. am Dienstag, hielt man für zu riskant, deshalb blieb Simone B. und Raymond S. einstweilen auf ihren Posten, obwohl beiden zugegeben hatten, Joseph L. behilflich gewesen zu sein. Nach einiger Zeit wurden sie ohne Disziplinarverfahren in ein anderes Boden-Ministerium versetzt. Dort sind sie für die Vergabe der Beihilfen zuständig, also in einer Position, in der sie mit Antragstellern zu tun haben, die von ihnen etwas brauchen, nämlich Geld. Ein Vorgang wie ein Gruß aus der Vergangenheit, aus dem CSV-Staat.

Mancher Prozessbeobachter mutmaßt jetzt schon, dass die Verteidigung im Falle von Verurteilungen der acht Angeklagten in Berufung geht, bis die Sache in Straßburg landet und Luxemburg dort wegen zu langer Fristen verurteilt wird. Von den Antragstellern der falschen Handelsermächtigungen, fast alle Portugiesen, wurden in den vergangenen Jahren vielen bereits der Prozess gemacht. Wie viele, konnten die Justizbehörden auf Nachfrage nicht genau feststellen.



Fernand Boden bei einem Parteikongress der CSV

Bei Anruf Handelsermächtigung

621 310 284

Michèle Sinner

Joseph L. hatte eine spezielle Mobilfunknummer für sein Geschäft angemeldet, das darin bestand, ungerechtfertigte Handelsermächtigungen zu organisieren. Der frühere Mitarbeiter im Wirtschaftsministerium machte sich dabei eine EU-Richtlinie zu Nutze, die der Anerkennung von Berufsqualifikationen dient, die in einem anderen Mitgliedstaat erworben wurden. Dafür werden sogenannte CE-Zertifikate ausgestellt.

Joseph L. muss die portugiesische Küche mögen. Dem Bericht der Ermittler im Prozess gegen acht Angeklagte wegen Unterlagenfälschung und Korruption zufolge, war er oft im Café Périgord in Kayl zu Gast, im Welcome in Esch und er aß auch im Lisboa. Dort traf er seine Kunden, die sich gerne selbstständig machen wollten, denen aber die notwendigen Qualifikationen fehlten. Da konnte Joseph L. etwas unternehmen. Er ging proaktiv vor. Bei einer Jazzrallye fragte er die Verantwortlichen eines Fußballvereins, die an einem Straßenstand Stockfischbeignets verkauften, ob sie kein Restaurant eröffnen möchten. Er könne da helfen.

Joseph L. spricht selbst kein Portugiesisch. Dafür hatte er einen Mitarbeiter, José Antonio S. Der hatte Kontakte nach Portugal und organisierte die notwendigen CE-Zertifikate. Die wurden von der Confederação da Indústria Portuguesa (CIP) ausgestellt, und dort kannte José Antonio S. jemanden, der gegen 500 oder 600 Euro auf dem richtigen Zertifikate-Papierbogen falsche Angaben eintrug und somit „richtige“ falsche Zertifikate produzierte. Die Angaben betrafen fiktive Qualifikationen, Diplome und Berufserfahrungen in leitenden Positionen. Die Zertifikate wurden an José Antonio S. zurückgeschickt, Joseph L. ließ sie übersetzen und die Mitarbeiterin Rosa C. der Buchhaltungsfirma B. füllte dann den Genehmigungsantrag für das Mittelstandsministerium aus. Dort stand Joseph L. mit zwei Mitarbeitern in Kontakt. Raymond S. und die Tochter seiner Cousine, Simone B., die er über seine Bekanntschaft mit Albert F. (siehe nebenstehenden Artikel) im Ministerium unterkam. Simone B. war unter anderem für die informatische Erfassung der Genehmigungsanträge zuständig und aktualisierte das Register der provisorischen Genehmigungen. Raymond S. war Sachbearbeiter. Er bereite die Anträge für die Begutachtung in der konsultativen Genehmigungskommission vor, in denen die Sachlage eindeutig war, also die Qualifikationen gegeben und alle Unterlagen vorhanden waren – wie die von Joseph S. eingebrachten Dossiers. Die waren, aufgrund der Fälschungen, anders als viele anderen Handwerkeranträge, immer einwandfrei. Raymond S. war ein fleißiger Mitarbeiter, wie ihm sein ehemaliger Vorgesetzter Christian S. vor Gericht bestätigte. Die Entscheidung war ihm überlassen, welche Dossiers er selbst bearbeitete und welche sein Vorgesetzter, bevor die Kommission entschied, eine Genehmigung durchs Ministerium zu empfehlen oder nicht.

Simone B. soll nach Aussage Joseph L. die Anträge mit ins Ministerium genommen und erfasst haben. Waren die Genehmigungen unterzeichnet, nahm Simone B. den Bescheid, der

„Dat ass dem Simone säi Monni“ – den Namen des Hauptangeklagten erkannte die Sekretärin des Ministers sofort, als er erstmals genannt wurde

normalerweise per Post an die Antragsteller geht und ihnen erlaubt, ihre Genehmigung bei der Sozialversicherung abzuholen, aus der Akte und übergab sie Joseph L. So hatte L. ein Druckmittel in der Hand, um, nachdem die Antragsteller im Vorfeld eine Anzahlung für das Zertifikat geleistet hatten, den Saldo einzukassieren, erklärte die Ermittlerin vor Gericht.

Irgendwann entschied der zuständige Beamte im Mittelstandsministerium, die Zertifikate reichten als Beleg nicht aus. Fortan war eine Kopie der Diplome notwendig und es wurde ein routinemäßiger Vergleich mit der Mitgliedschaft bei der Luxemburger Sozialversicherung eingeführt, um sicherzustellen, dass niemand Berufserfahrung in Portugal geltend machen könne, während er in Luxemburg wohnhaft und angestellt war. Also fanden Joseph L. und seine Helfer einen neuen Mitarbeiter in Portugal, der Diplome und Zertifikate der Luxemburger Sozialversicherung fälschte.

Neben Joseph L., Simone B. und Raymond S., sind der Buchhalter Jean B. und seine Mitarbeiterin angeklagt, sowie die Mitarbeiterin einer zweiten und die Besitzerin einer dritten Buchhaltungsfirma. Letztere spielte bei der Aufdeckung der Fälschungsaktivitäten Anfang 2007 eine entscheidende Rolle. Der Antrag auf eine Handelsermächtigung für den Sohn der Chefin war im Mittelstandsministerium aufgefallen, weil ihm ein portugiesisches CE-Zertifikat beilag, wonach er in Portugal Diplome erworben und Berufserfahrung gesammelt habe, während er, wie der Vergleich mit den Sozialversicherungsangaben und dem Schülerregister in Luxemburg belegte, hier zur Schule ging und als Angestellter arbeitete. Bei einem Gespräch erhob die Buchhalterin Vorwürfe gegen korrupte Mitarbeiter im Ministerium und erwähnte erstmals Joseph L. Einen Namen, den Emmanuel B. daraufhin der Sekretärin des Ministers vortrug, die ihn prompt als Verwandten von Simone B. erkannte. Ungefähr zur gleichen Zeit hatte man im Ministerium von einer Anzeige in der portugiesischen Zeitung *Contacto* erfahren, die nur eine Telefonnummer und den Hinweis auf Handelsermächtigungen enthielt. Schnell war ermittelt, wer die Anzeige geschaltet hatte und die Spur führte zur CIP nach Portugal.

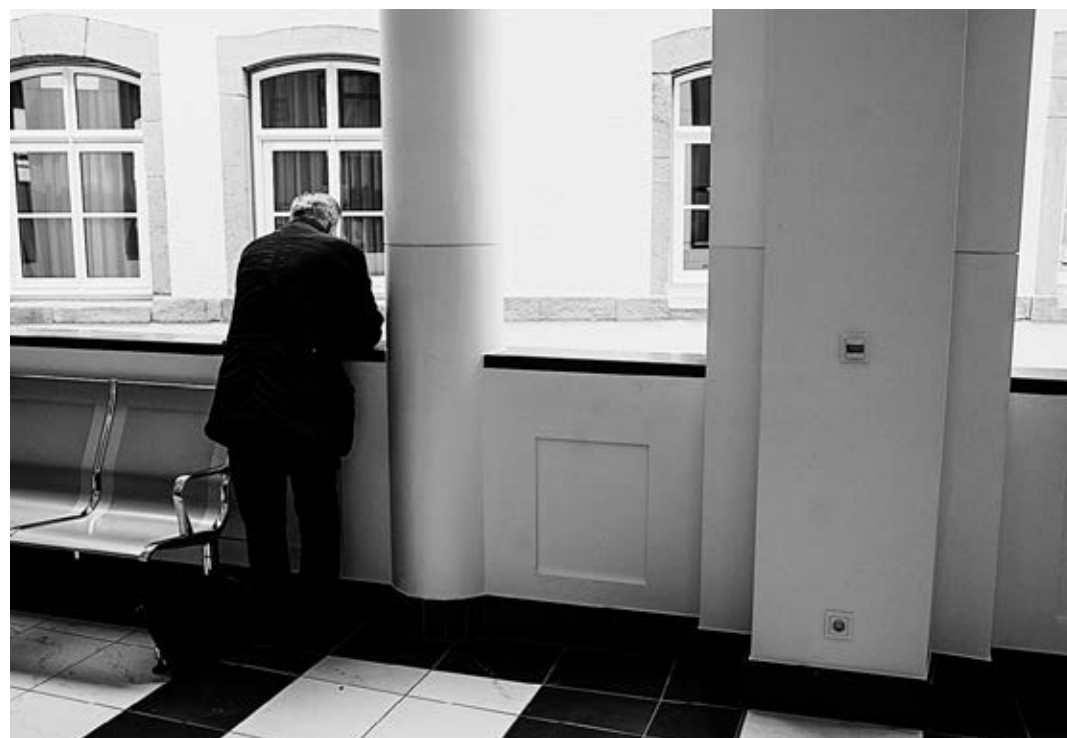
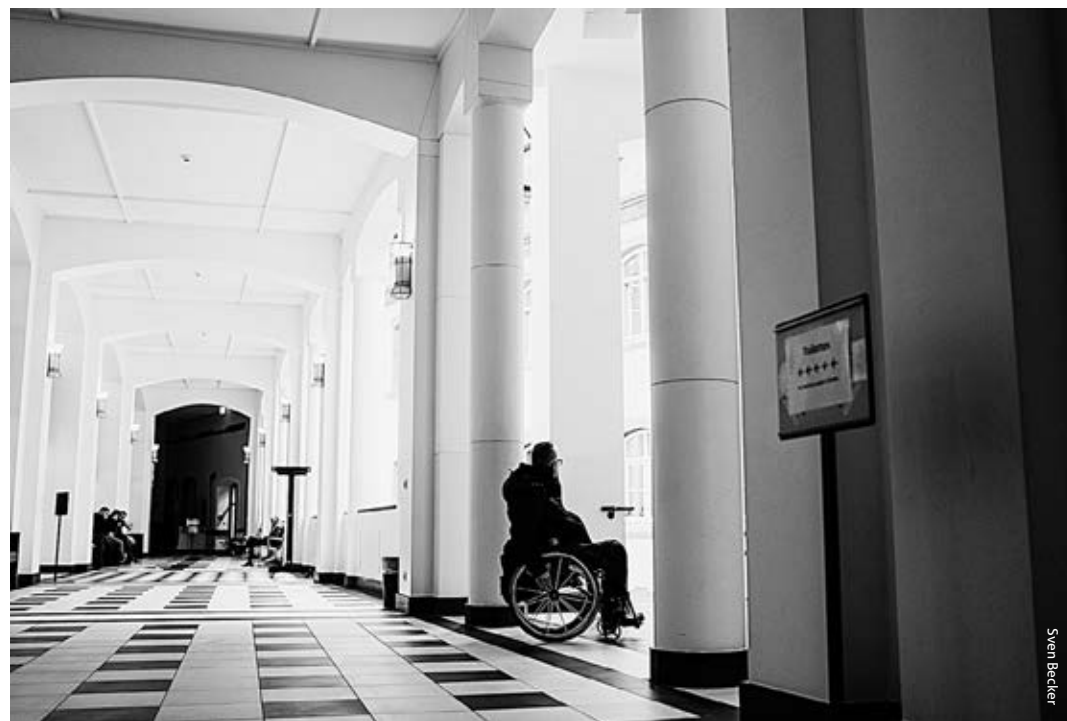
Parallel wurde im Büro von Christian S. ein Unternehmer vorstellig, der seine Genehmigung

von einem wohl eigens dafür bezahlten technischen Leiter auf sich selbst hatte übertragen lassen wollen und von S. 28 000 Euro zurückforderte. Der Unternehmer war unzufrieden, weil nicht S., sondern eine andere Mitarbeiterin die Genehmigung unterschrieben hatte. S. hatte Urlaub und Raymond S. hatte die Kollegin mit der Unterschriftsbefugnis gedrängt zu unterschreiben, wie Christian S. vor Gericht aussagte, dafür soll Raymond S. extra aus dem Krankenurlaub zurückgekommen sein. Er soll diese Akte entgegen aller Vorschriften von A bis Z selbst bearbeitet und den Genehmigungsbescheid aus der Akte genommen haben, um ihn Joseph L. zu geben. Raymond S. bestreitet dies. Der Unternehmer wollte nicht glauben, dass Christian S. kein Geld kassiert habe, und bestand auf Rückerstattung.

Joseph L. auf dessen Konten die Ermittler Bargeldeinzahlungen von insgesamt 414 000 Euro fanden, ist geständig, behauptet aber, dieses Geld stamme aus Mieteinnahmen seiner Immobilien. Das schmutzige Geld habe er im Tresor zu Hause aufbewahrt. Joseph L. sagt aus, Simone B. 1 000 Euro pro Genehmigung gegeben zu haben. Die Ermittler fanden auf ihren Konten Bargeldeinzahlungen zwischen 12 000 und 15 000. Sie räumt ein, Geld von Joseph L. erhalten zu haben, allerdings nicht im Gegenzug für ihre Dienste, sondern als Familienmitglied. Sie will auch nicht gewusst haben, dass die Genehmigungen auf der Grundlage von gefälschten Unterlagen ausgestellt wurden. Auf den Konten von Raymond S. konnten die Ermittler keine Bargeldeinzahlungen finden. Joseph L. gab vor Gericht an, Raymond S. habe von ihm kein Geld verlangt und auch keines erhalten. „Eine Kiste Champagner und ein paar Flaschen Wein“, so Joseph L., soll Raymond S. bekommen haben. Auf den Konten von José Antonio S. fanden die Ermittler Einzahlungen von mehreren hunderttausend Euro. Sie konnten allerdings nicht feststellen, ob es sich dabei um Zahlungen im Gegenzug für die Zertifikate handelte oder die Einnahmen des Zubito-Glücksspiels und sonstige Einnahmen aus seinem Café, wie José Antonio S. behauptet. Joseph L. gab an, José Antonio S. 6 000 Euro pro Zertifikat gegeben zu haben, um die portugiesischen Unterlagen zu bezahlen. Als es im Ministerium anging, brenzlich zu werden, habe Joseph L. José Antonio S. beim *Fräheetsbam* zwischen Bridel und Strassen 160 000 Euro in bar überreicht, damit dieser sich nach Portugal absetzen könne.

Die Ermittler berichteten von wesentlich geringeren Beträgen, die Antragsteller anderen vermeintlichen Netzwerken gezahlt haben sollen. Anders als bei Joseph L., der bis zu 28 000 Euro pro Handelsermächtigung von seinen Kunden gefordert haben soll, gehen sie nicht davon aus, dass die Buchhalterinnen Hilfe innerhalb des Ministeriums hatten. Eine Verbindung zwischen Joseph L. und den beiden anderen Netzen konnten sie nicht nachweisen.

Die Angeklagten wurden bis Redaktionsschluss nicht alle vom Gericht angehört und konnten sich nicht alle selbst zu den Vorwürfen äußern. Bis zur Verurteilung gilt die Unschuldsvermutung.



Raymond S. (oben) und Joseph L. (unten) am Mittwoch vor Verhandlungsbeginn

Mëll Knéien, fiicht Hänn, d'Häerz dat klappt ...

Lauscheren se mir no?

Wat denken se vun mir?

Kennt mäin Message bei den Leit un?

Schwéier Froen, wat elo?

Sinn ech richteg virbereed?

Kréien ech se iwwerzeegt?

Hues Du eppes ze soen?

Mir hunn Äntwerten ob Är Froen:
«Virun Leit schwätzen»

- Eng Formatoun fir Leit an enger leedender Positioun
- Ob Lëtzebuergesch
 - 13.03.2017
 - 849,25 TVA incluse

Maacht mat an rufft mech un am **26 33 27 20**
oder schéckt mir eng Mail
sk@bebop.lu

Stephan Kinsch, Bebop
«Feieren mat Freed»
www.bebop.lu



Édito

Fraendag !

josée hansen

Éviter les clichés (les femmes constituent la moitié de la population et doivent avoir les mêmes droits que les hommes, c'est une évidence ; on ne naît pas femme, on le devient ; il faut percer le plafond de verre etc.) Parler faits. Dans son rapport sur le Luxembourg, publié en début de semaine, la Commission européenne contre le racisme et l'intolérance (Ecri) du Conseil de l'Europe, constate « une montée considérable de l'islamophobie au Luxembourg. » « Souvent, écrivent les inspecteurs de l'Ecri, l'amalgame est fait entre l'Islam, le terrorisme, le mépris de la femme et les réfugiés. » Ainsi, après les attentats à Paris en janvier 2015, des femmes portant le voile se sont fait insulter et cracher dessus et quelques « attaques violentes à l'encontre de femmes musulmanes portant le voile » ont été rapportées à l'Ecri. Les femmes migrantes, a fortiori musulmanes, cumulent les vulnérabilités dans une société marquée par un *backlash* des valeurs humanitaires, le Luxembourg n'y fait pas exception. C'est donc pertinent que la Plateforme Jif (journée internationale des femmes), constituée d'une vingtaine d'associations de défense des droits des femmes, ait choisi comme slogan de la journée d'action du 8 mars les droits des femmes migrantes et réfugiées et leur protection contre toute forme de violence. Pour cela, elle a développé des *check-lists* à l'encontre

des responsables politiques et des gestionnaires des structures d'accueil, censées leur faciliter la prise en compte de tous les facteurs de protection des droits des femmes.

Hier, jeudi, le ministre de la Coopération et de l'Action humanitaire Romain Schneider (LSAP) a participé, à Bruxelles, à la conférence internationale *She decides*, lancée par les Pays-Bas et la Belgique, lors de laquelle plusieurs pays européens se sont engagés à combler le manque de financement des organisations internationales œuvrant dans le domaine de la santé, et notamment du planning familial, que le président américain Donald Trump a suspendu comme une de ses premières actions à la Maison Blanche. « N'oubliez jamais qu'il suffira d'une crise politique, économique ou religieuse, disait Simone de Beauvoir, pour que les droits des femmes soient remis en question. Ces droits ne sont jamais acquis. Vous devrez rester vigilantes votre vie durant. » Les droits des femmes sont les premiers qu'on attaque partout, aux États-Unis actuellement, en Chine, en Pologne, en Russie. Ils sont un bon indicateur sur l'état de la démocratie. Les femmes en sont conscientes, elles furent les premières à battre le pavé contre les discriminations du nouveau président américain, à plusieurs millions à travers le monde, dès le lendemain de son investiture.

She decides, le slogan de l'initiative néerlandaise, devrait toujours être au centre du respect des femmes : à elles de décider si elles veulent un enfant et quand, à elles de décider si elles veulent porter le voile ou pas, travailler ou pas, entrer en politique ou pas, accéder à des postes de décision ou pas. Mais aujourd'hui, au Luxembourg aussi, les freins à cette autodétermination sont encore nombreux. Parce que ce sont souvent les hommes qui décident. Les lois, sur l'interdiction du port du voile par exemple. Mais aussi les nominations à des postes à responsabilité, comme les conseils d'administration ou les têtes de listes pour les élections qui s'annoncent. Où sont les femmes dans les débats politiques centraux, comme la réforme de la constitution ? Ce sont aussi les femmes, surtout lorsqu'elles élèvent seules leurs enfants, qui ont le plus de risques de tomber sous le seuil de pauvreté, un fait contre lequel la ministre de la Famille Corinne Cahen (DP) s'est engagée à lutter. Il est alors étonnant que le féminisme puisse être stigmatisé comme « une nouvelle religion » ou « une idéologie politique imposée par l'État » par un jeune historien à l'antenne de *RTL Radio Lëtzebuerg*. Décidemment, la Journée internationale des femmes reste nécessaire.

In ausweglosen Situationen dürfen die Kleinen ran. Das weiß auch Jean-Claude Juncker, der am Mittwoch vor dem Europaparlament klagte, dass die Europäische Union sich „zumindest teilweise – in einer existenziellen Krise“ befinde. Angesichts von Brexit, den Wahlerfolgen rechtsradikaler EU-Gegner und den Drohungen des neuen US-Präsidenten schlug der Kommissionspräsident fünf von sechs Optionen für die Zukunft der EU vor, vom Weiterwursteln und einer Freihandelszone über mehr Kerneuropa oder Abspecken bis zu einem Bundesstaat – zumindest für den Euro. Die Implosion war keine Option. Beim Geburtstagsgipfel am 25. März in Rom dürfen die Regierungschefs eine Option auswählen, um einen neuen Anlauf zu nehmen. rh.

Etienne Ansotte, Europäische Union



blog

Personalien

Personalien

Politik

Gesellschaft

Gesellschaft

Gesellschaft

Donald Trump,



auf Einreiseverbote spezialisierter Präsident der USA, soll kein Einreiseverbot in Luxemburg erhalten. Der Petitionsausschuss des Parlaments lehnte eine entsprechende, nach britischem Vorbild von Eric Nippen aus Düdelingen eingereichte Unterschriftensammlung ab. Sie sollte eigentlich ab Mittwoch auf der Internetseite des Parlaments zugänglich werden. Unter dem Vorwand, der Antrag sei unpräzise formuliert, hofft die Kammer so, diplomatischem Ärger zu entgehen. rh.

Joe Thein,

sehr rechter Petinger Gemeinderat, droht erneut der Ausschluss aus der ADR. Er hatte den Kommentar einer Drittperson auf der *Facebook*-Seite des Abgeordneten Fernand Kartheiser befürwortet, laut dem Außenminister Jean Asselborn wie der ermordete US-Präsident John F. Kennedy „mat engem décapotablen Auto durch Dallas gefeuert“ gehöre. Der Nationalvorstand der ADR sah sich am Mittwoch gezwungen, ein Parteiausschlussverfahren gegen seiner bisher stets gedeckten Nachwuchspolitikern einzuleiten. Die Entscheidung über einen der vier letzten ADR-Gemeinderäte soll am 9. März fallen. rh.

Lydie Err,

Ombudsfrau (LSAP), stellte am Donnerstag dieser Woche ihren letzten Rechenschaftsbericht vor. Danach gingen vergangenes Jahr 863 Beschwerden bei ihrer Behörde ein, vor allem die Beschwerden von Asylsuchenden hätten sich verdreifacht. Andere Beschwerden betrafen oft Familien- und andere Sozialleistungen oder richteten sich gegen das Steuer- und das Arbeitsamt. Von 548 für zulässig erklärten Fällen im Zusammenhang mit Entscheidungen staatlicher oder kommunaler Verwaltungen wurden 175 gelöst und 42 zum Teil gelöst. Zu den Empfehlungen des Berichts gehört die Einsetzung einer externen Aufsicht der Asylunterkünfte. Lydie Err, die nächsten Monat ihre Rentenansprüche geltend macht, beklagte, dass manche Ministerien und Verwaltungen die Nachfragen und Empfehlungen der *Knouterfra* schlichtweg ignorierten. rh.

Frank Engel

(CSV/Europäische Volkspartei) ist neben Eleni Theoharous (Allianz der Konservativen und Reformen in Europa) und Jaromír Štětina (Europäische Volkspartei) einer der drei konservativen Europaabgeordneten, gegen die der aserbaidschanische Generalstaatsanwalt einen internationalen Haftbefehl erlassen hat. Die drei hatten vergangenen Monat die secessionistische Region Berg Karabach als Wahlbeobachter eines Verfassungsreferendums bereist, obwohl auch die Europäische Union Berg Karabach als Teil Aserbaidschans betrachtet. Frank Engel ist Ehrenkonsul von Armenien. rh.

Flyer statt Streik

Keinen Bummelstreik wie 2010, sondern vorerst eine Flugblattaktion gegenüber den Patienten aus Protest gegen das neue Spitalgesetz beschloss eine außerordentliche Vollversammlung des Ärzteverbands AMMD am Mittwochabend. Die versammelten 300 Ärzte erteilten ihrem Verband aber einstimmig den Auftrag, „mit allen Mitteln“ zu versuchen, den Gesetzentwurf im Sinne der AMMD ändern zu lassen. Sie wollen mehr Einfluss in den Spitälern, in denen eine stärkere Einbindung der freiberuflichen Belegärzte in Organisation, Abläufe und Standards nötig ist. Kommenden Donnerstag trifft die AMMD-Spitze Gesundheitsministerin Lydia Mutsch (LSAP). pf



Zugausfall

Weil die französischen Transportgewerkschaften gegenüber der SNCF erneut das „droit de retrait“ für die Eisenbahner geltend machten, kam es am Donnerstag wieder zu Zugausfällen in Richtung Thionville. Die Gewerkschaften meinten, eine „Streckensperrung“ am Montag durch die CFL nahe dem Unglücksort vom 14. Februar deute auf Sicherheitsrisiken hin und die CFL hätten vielleicht „etwas zu verbergen“. CFL-Sprecher Mike van Kauenbergh klagte gegenüber *RTL*, die Gewerkschaften nähmen die CFL „als Geisel“. Die Luxemburger Staatsanwaltschaft, die über das Unglück nach wie vor ermittelt, erklärte gestern, es habe keine Sperrung auf der Strecke gegeben. Sie dementierte Gerüchte, ein zweites Todesopfer sei gefunden worden, und erklärte, die Auswertung der Fahrtenstreiber der Loks habe begonnen, doch es sei nicht vorherzusagen, wie lange sie dauern wird. pf

Einmalige Sache

Das Bildungsministerium von Claude Meisch (DP) will künftig keine Orientierungsergebnisse nach Gemeinden aufgeschlüsselt veröffentlichen. Das habe man intern so diskutiert, so Sprecherin Myriam Bamberg, es habe sich um eine „einmalige Sache“ gehandelt. Die Entscheidung, die nicht begründet wurde, ist insofern bemerkenswert, als der Bildungsbericht von der Uni Luxemburg erstellt wird und der nächste für 2018 in Arbeit ist. Der Bildungsbericht 2015 hatte ergeben, dass die Chancen für Schüler aus Nordgemeinden, für ein klassisches Lyzeum empfohlen zu werden, deutlich niedriger liegen als etwa im Zentrum. ik

Denial of Service

Bisher gibt es keine heiße Spur, wer hinter der Cyberattacke steckt, die am Montag zum Zusammensturz der staatlichen Netzinfrastruktur geführt hatte. Bei sogenannten Denial-of-Service-Angriffen (DDoS) werden gleichzeitige Anfragen von vielen verschiedenen Rechnern auf einen oder mehrere Server geschickt, bis diese schlicht überlastet sind. Je stärker und länger die Angriffe dauern, desto schwieriger wird es, einen Angriff abzuwehren. Es sei die erste Attacke gewesen, die die Regierungsserver „in die Knie gezwungen“ hätten, so Gilles Feith, Direktor des IT-Zentrums der Regierung CTIE. Allerdings seien keine Daten verloren gegangen, auch habe man im hausinternen Netz weiterarbeiten können. Laut Arbor Networks, einem Unternehmen, das auf Internet-sicherheit spezialisiert ist, waren es zwanzig Attacken, die stärkste davon mit sieben Gigabyte pro Sekunde. ik

Pflegekrach

Kaum hat LSAP-Sozialminister Romain Schneider vor zwei Wochen durch ein Versprechen auf einen Griff in die Staatskasse einen Streik im Bettemburger Pflegeheim abgewendet, haben OGBL und LCGB nun in den Kollektivvertragsverhandlungen im Sozial- und Pflegesektor (SAS) das Schlichtungsamt angerufen, wie *Radio 100,7* am Donnerstag meldete. Der neue SAS-Kollektivvertrag soll genau wie der neue Krankenhaus-Kollektivvertrag im Spitalwesen das Gehälterabkommen von 2011 für den öffentlichen Dienst übernehmen, aber vor allem bestimmte Laufbahnen aufwerten. pf

Wohin des Wegs?



Das Nachhaltigkeitsministerium hat 85 000 Briefe an in Luxemburg ansässige und 45 000 an Grenzpendler-haushalte verschickt. Sie bilden die Stichprobe für *Luxmobil*, eine Mobilitäts-Erhebung, die es in diesem Umfang bisher nur einmal, 1996, gab. Damit sie verlässliche Daten liefert, sollte wenigstens die Hälfte der Angeschriebenen mitmachen, erklärte Minister François Bausch (Déi Gréng) am Dienstag auf einer eigens anberaumten Pressekonferenz, wo er versicherte, das Ausfüllen der Fragebögen dauere höchstens zehn Minuten. *Luxmobil* fragt einerseits, „wie wer wann wieso wohin“ fuhr, andererseits, was nach Ansicht der Befragten für Carsharing, Radverkehr oder die Mobilität Älterer getan werden sollte. Im Mai wird die Befragung wiederholt, das Bonner Meinungsforschungsinstitut Ifm führt sie durch. pf

Immer mehr Düdelinger suchen Hilfe in der *Maison sociale*. Vor allem Wohnungsnot und steigende Mieten setzen ihnen zu

Druck im Kessel



Überzogene Personalkosten oder wichtiger Beitrag, um Armut zu bekämpfen? – Darüber sind sich die politischen Parteien im Düdelinger Gemeinderat uneins

Ines Kurschat

„Ich hatte zwei Schlaganfälle hintereinander und konnte von einem Tag auf den anderen nicht mehr arbeiten. Dann haben sie mir irgendwann den Strom abgestellt.“ Ihre Mutter, zu der sie kein gutes Verhältnis hat, besuchte sie nicht einmal im Krankenhaus. „Hilfe fand ich bei Freunden“, sagt die Frau und zeigt auf die weibliche Begleitung, die im neonerleuchteten Wartezimmer neben ihr sitzt. „Und hier, im Sozialamt der Gemeinde.“

Zwei Mal im Monat kommt die 60-jährige Düdelingerin in die Rue de Commerce ins Zentrum, um sich mit ihrer Sozialarbeiterin zu besprechen. Unbezahlte Rechnungen hatten sich zu einem Schuldenberg aufgetürmt. Seitdem sie mit Hilfe der Schuldnerberatung einen Finanzplan erstellt hat, bekommt sie ihre Invalidenrente übers Amt, minus einem Teil, der zurückbehalten wird, um ihre Schulden zu bedienen. Genauer gesagt, erhält sie eine Bescheinigung, die ihren Anspruch auf je zweimal 350 Euro bestätigt. Die Auszahlungsstelle befindet sich im Rathaus, etwa 500 Meter die Straße hinab. „Leider muss man dafür das Gebäude wechseln“, sagt sie.

Im Juni war das Sozialamt aus dem zweiten Stock des Rathauses in die hellen Räume des renovierten Hauses gezogen. Mit umgezogen sind die Schuldnerberatung und der Service régional d'action sociale, der zu Wiedereingliederungsmaßnahmen berät. Wer Arbeit sucht, wer eine Wohnung braucht, kann sich an die freundlichen Mitarbeiter wenden. Die Jugend- an Drogenhelfer bietet neuerdings zwei Mal im Monat Sprechzeiten an. „Die Beratungen sind zentral an einem Ort. Das verkürzt den Weg, zudem ist das neue Lokal diskreter“, beschreibt Romy Rech, Leiter des Sozialamts und LSAP-Gemeinderat, den Vorteil der neuen Räumlichkeiten.

„Ich frage nicht gerne nach Unterstützung. Wer tut das schon?“, sagt die Besucherin und schaut nervös auf die Hände. Vor ihrem Zusammenbruch hatte sie als Putzfrau gearbeitet. Sie zieht den Kragen ihres Pullovers beiseite. Unter der Haut, knapp unterm Schlüsselbein, zeigt sich eine Beule. „Herzschrittmacher“, sagt sie kurz. Ihre Begleitung fällt ihr ins Wort. „Neulich hab' ich in ihren Kühlschrank geschaut. Der war komplett leer. Ich bin mit ihr einkaufen gefahren. Sie hat etwas für ihren Sohn ausgesucht. Dann hat sie geweint.“

Schamgefühle plagen viele, wenn sie aufgrund eines Schicksalsschlags oder einer Lebenskrise auf staatliche Hilfe angewiesen sind. Dabei sind sie nicht allein. Seit der Wirtschaftskrise hat die Zahl der Ar-

Spät hat die LSAP-Gemeindeführung begonnen, selbst Wohnungen und Bauland zu kaufen. Jetzt kann sie die Preise kaum noch bezahlen

men stetig zugenommen, beim Arbeitsamt Adem sind rund 800 Düdelinger arbeitssuchend gemeldet, die Armutsquote der heute 20 508 Einwohner zählenden Gemeinde lag 2015 bei knapp 16 Prozent. Die wachsende Not lässt sich an den Zahlen des Sozialamts ablesen: Zwischen 2011 und 2015 kamen 5 160 Besucher, im Jahr 2015 wurden 1 080 neue Kontakte registriert. „Oft ist es Arbeitslosigkeit oder Krankheit, warum jemand zu uns kommt“, sagt Sozialarbeiterin Corinne Guidoreni. „Im schlimmsten Fall können sie die Miete nicht bezahlen, Kredite nicht bedienen und wissen nicht mehr weiter.“ Ein gutes Fünftel aller 2015 beim Fonds national de solidarité angefragten Hilfen aus Düdelingen waren Hilfen zum Lebensunterhalt. Auch die Zahl der RMG-Antragsteller in der Gemeinde stieg: von 58 auf 70.

Mehr Düdelinger beantragen zudem beim Amt (finanzielle) Unterstützung bei der Wohnungssuche. Der Preisdruck auf dem Wohnungsmarkt macht vor der drittgrößten Südgemeinde nicht Halt. 1 200 Euro und mehr für eine 90-Quadratmeter-Wohnung sind nicht außergewöhnlich. Anhaltendes Bevölkerungswachstum und der Uni-Standort in Esch-Belval sorgen dafür, dass immer mehr Arbeitnehmer und ihre Familien ins Minette-Gebiet ziehen. Die Wartezeiten für eine der 110 Mietwohnungen des Fonds du Logement (FDL) in Düdelingen betragen drei und mehr Jahre. Großfamilien und Alleinerziehende haben Vorrang, so wie die junge Frau mit dem geblühten Kopftuch, die ebenfalls im Empfangsbereich auf ihre Beraterin wartet. „Ich hatte für mein Baby die Arbeit aufgegeben. Dann bekam ich Krebs“, erzählt die Wahl-Düdelingerin auf Französisch. Als ihr Partner sie verließ, vermittelte eine Sozialarbeiterin ihr eine kleine Wohnung des FDL in Düdelingen. „Jetzt hoffe ich, dass mich mein neuer Arbeitgeber übernimmt“, sagt sie und die Erleichterung über den gelungenen Start in einen neuen Lebensabschnitt ist ihr anzusehen.

Alleinstehende und Alleinerziehende machen rund 60 Prozent der Besucher der *Maison sociale* aus. Sie und ihre Kinder tragen landesweit das größte Armutsrisiko, Düdelingen bildet da keine Ausnahme. „Bei Frauen ist es oft eine Trennung oder Scheidung. Wenn sie kein eigenes Einkommen haben, riskieren sie auf der Straße zu stehen“, sagt Sozialarbeiterin Tamara Cozzi. Um sich eine Wohnung zu leisten, müssen sie arbeiten, aber wer passt dann aufs Kind auf? Die LSAP-Führung unter dem 2014 auf Vorgänger Alex Bodry folgenden Bürgermeister Dan Biancalana treibt zwar den Bau von Betreuungsplätzen voran; die *Maison relais* in der Gaffelterstraße wurde um 50 Plätze erweitert, eine *Crèche* im Viertel „Italien“ ist bald bezugsfertig. „Doch bei der Kleinkindversorgung klafft eine Lücke“, sagt Michèle Kayser-Wengler. Die CSV-Gemeinderätin ist Kinderärztin: „Ich sehe jeden Tag Eltern in der Praxis und kenne ihre Nöte.“ Die LSAP sei für den „absoluten Nachholbedarf“ verantwortlich, sagt die Oppositionspolitikerin.

Der Mangel an bezahlbarem Wohnraum wird zunehmend zum Politikum: Kaum eine Gemeinderatssitzung, bei der nicht das Thema auf der Tagesordnung steht. Und obwohl die LSAP in der traditionell sozialistischen Hochburg mit bequemer Mehrheit regiert, ist eine gewisse Nervosität bei den Verantwortlichen spürbar. „Ja. Wir brauchen insgesamt mehr bezahlbaren Wohnraum. Aber als *Maison sociale* kümmern wir uns um die, bei denen die Not am größten ist. Ihnen bieten wir zusätzlich Beratung und Begleitung“, betont Romy Rech. 37 eigene Mietwohnungen besitzt die Stadt, dazu zählen Notwohnungen für den Fall, dass jemand wegen Feuer oder ähnlichem plötzlich Wohnungslosigkeit droht. Bis zu drei Jahre können Bedürftige eine Gemeinde-Sozialwohnung mieten, in der Zwischenzeit helfen Sozialarbeiter den Betroffenen, ihre Lebenssituation so zu stabilisieren, dass sie wieder Arbeit finden und – hoffentlich bald – eine bezahlbare Wohnung auf dem privaten Wohnungsmarkt.

Anders als die Nachbargemeinde Esch, die seit vielen Jahren in den Mietwohnungsbau investiert, Wohnraum aufkauft und vermietet, sind Mietwohnungen in Düdelingen vergleichsweise rar: Laut Statec wohnen rund 75 Prozent der Düdelinger in ihren eigenen vier Wänden. Selbst aktiv Wohnraum aufzukaufen, hat die Gemeindeführung lange Zeit versäumt, beziehungsweise nicht in dem Umfang getan, wie es nötig gewesen wäre, um die steigende Nachfrage insbesondere nach bezahlbarem Wohnraum für Menschen mit schwachem Einkommen zu befriedigen. Das ist zum Teil historisch bedingt: Als das kleine

Bauerndorf durch den Stahlboom in der Wende des 20. Jahrhunderts zu einem der führenden Industriestandorte Luxemburgs heranwuchs, war es die Arbed, die die urbane Siedlungsentwicklung vorantrieb und für die Unterkunft der Arbeiter sorgte (oft mehr schlecht als recht). Unter Führung des Stahlkonzerns entstanden im Schatten der Hochöfen Arbeitersiedlungen wie das Brill-Viertel oder das quirliche *Italien*. Auf die Italiener folgten die Portugiesen, vielen gelang es, sich eine Existenz aufzubauen.

Aber ganz verschwanden Armut und Wohnungsnot aus der Südgemeinde nie. Nach der der Schließung des letzten Hochofens 1984 setzte die LSAP-Führung vor allem auf den Fonds du Logement, um bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Im Stadtviertel *Nei Schmelz* auf der ehemaligen Arbed-Industriebrache, wo tausend Wohnungen entstehen sollen, ist der FDL vorn mit dabei. Allerdings hat sich der Staat erst im Sommer dazu durchgerungen, das 32 Hektar große Gelände zu kaufen, nach zähen Verhandlungen über die notwendige Sanierung. Die geplanten Büros, Filmstudios und Wohnungen stehen frühestens ab 2030 zur Verfügung. Weitere Siedlungsprojekte sind *Lenkeschlei* (240 Wohneinheiten) und *Am Duerf* (104 Wohnungen). Die Gemeindeverantwortlichen betonen, damit den „sozialen Mix“ zu fördern: Doch die Preise, die in Annoncen von Wohnungsagenturen wie *athome.lu* zirkulieren, liegen bei bis zu 955 000 Euro für ein Haus oder 500 000 Euro für eine Wohnung. Selbst Familien, in denen beide arbeiten, können das kaum aufbringen. Viele sind daher einige Kilometer weiter auf die andere Seite der Grenze ins französische Volmerange oder Zoufftgen gezogen. Doch auch dort ist bezahlbarer Wohnraum knapp.

Die Gemeinde hat etliches unternommen, um attraktiv für neue Geschäfte und Betriebe zu werden und den Arbeitsplatzverlust durch die siechende Stahlindustrie wenigstens teilweise aufzufangen. Das Stadtzentrum wurde modernisiert, ein neues Verkehrskonzept mit Parkraum-Management und E-Leihfahrrädern soll den Verkehrsfluss regulieren. Aber was nützt das urbane Flair, wenn sich die Bewohner das Leben in der eigenen Stadt nicht mehr leisten können? „Ich habe einen Sohn, der ist 28 Jahre alt. Der wohnt noch bei mir zuhause. Selbst wenn er ausziehen wollte, könnte er sich keine eigene Wohnung leisten“, beklagt die 60-jährige Düdelingerin.

Im Grand Hotel am Bahnhof sind zwölf Wohnungen für Studenten entstanden; zusätzlich sollen in den kommenden Jahren für rund 1,6 Millionen Euro neun Apartments für Doktoranden entstehen. „Das

ist angesichts der Nähe zur Uni keine schlechte Idee, aber warum nicht für junge Einheimische bauen, die hier Start-ups gründen wollen?“ fragt Michèle Kayser-Wengler. Viele gebürtige Düdelingen würde nach Ausbildung und Studium gerne zurückkommen, „ortsstabil“ nannte der Saarländer Historiker Heinz Quasten diese Heimatverbundenheit in seinem Buch *Die Wirtschaftsformation der Schwerindustrie im Luxemburger Minett* von 1970.

Rechts Parteikollege, der Sozialschöffe René Manderscheid, verweist zudem auf die Investitionen in die öffentliche Daseinsvorsorge: „Wir schaffen Arbeitsplätze.“ Die Gemeinde ist einer der größten Arbeitgeber vor Ort, mit eigener Müllabfuhr, Putz- und Gärtnerkolonnen, Parkwächtern sowie einer lokalen Beschäftigungsinitiative (CIGL). „Die Gehälter ernähren Familien“, lobt Manderscheid das, was die christlich-soziale Opposition als „Kosten- und Personalexplosion“ rügt. „Wozu haben wir zwei Putzdienste? Warum legen wir diese nicht wenigstens zusammen“, fragt Oppositionspolitikerin Michèle Kayser-Wengler. Die CSV sieht beim Putzpersonal Einsparpotenzial. „Das Geld stünde dann für Investitionen in den Wohnungsbau zur Verfügung.“ So dramatisch, wie es bei der CSV klingt, ist die Lage aber nicht. Mit rund 51 Prozent Personalkosten am gesamten Gemeindehaushalt liegt Düdelingen landesweit im Mittelfeld. Die Stadt Luxemburg gibt rund 64 Prozent ihres Haushalts für Personal aus. Richtig ist, dass die Personalkosten in den vergangenen Jahren in Düdelingen deutlich gestiegen sind – und sie steigen weiter. So hat die Gemeinde 14 zusätzliche Putzstellen für das Sportzentrum René Hartmann veranschlagt.

Vor allem die Gewerkschafter innerhalb der LSAP, am ehemaligen Stahlstandort historisch tief verankert (Düdelingen ist bis heute der größte und stärkste Ortsverband innerhalb des OGBL), wehren sich energisch gegen Rationalisierungen und Personalkürzungen. Und das nicht erst jetzt. In einer Wahlbrochure betonten Düdelinger LSAP-Politiker schon 1987 die wichtige Rolle der Gemeinde „als sozialer Arbeitgeber“. Andererseits, ganz dem Trend zu mehr Kostenersparnis versperst sich die Gemeindeführung nicht: Für das Centre culturel Opderschmelz greift sie auf eine private Putzfirma zurück. „Wenn wir Dienste outsourcen, bedeutet das, dass Einwohner ihre Arbeit verlieren und mit weniger Geld auskommen müssen“, warnt Sozialschöffe René Manderscheid, der hauptberuflich beim Düdelinger OGBL tätig ist. Die stünden dann womöglich als nächste ... vor den Türen der *Maison sociale*.

Die junge Universität Luxemburg soll in die Reifephase eintreten

Exzellenz und „chemical hazard“

Peter Feist

Seit Montag sind zwei neue Evaluationsberichte über die Universität Luxemburg publik¹. In dem einen liest man, es sei nicht ungewöhnlich, dass „an einer so jungen und aktiven Universität verschiedene Prozesse interner Kommunikation, Entscheidungsfindung und Zuerkennung von Führung noch nicht in allen Einzelheiten definiert sind“. Denn solche Unklarheiten ließen „Raum für Wachstum“, und stark gewachsen ist die 2003 gegründete Uni ja, die heute 6 200 Studenten und 1 500 Mitarbeiter zählt, darunter 1 100 Forscher.

In dem zweiten Evaluationsbericht steht die bemerkenswerte Feststellung: Rechnet man Uni.lu, die drei öffentlichen Forschungszentren mit „Luxembourg Institute of“ am Namensanfang und den nationalen Forschungsfonds FNR zusammen, dann komme die Summe aus Aktivitäten und Budgets ungefähr einer „mittelgroßen“ französischen oder deutschen Universität gleich.

Das illustriert ziemlich gut, dass die jüngste Evaluation der Uni in ihrer Bedeutung weit reicht. Alle vier Jahre muss Uni.lu sich laut Universitätsgesetz einer externen Bewertung unterziehen. Die von Hochschule- und Forschungsminister Marc Hansen (DP) am Montag veröffentlichte lief im vergangenen Jahr ab. Aber sie ist nicht nur besonders umfangreich – der eine Bericht ist der Führung der Uni gewidmet, für den zweiten wurden ihre 13 Forschungsbereiche durchleuchtet –, sie fällt auch in politisch bewegte Zeiten: Dieses Jahr müssen der nächste Vierjahresplan und das nächste Vierjahresbudget zwischen Regierung und Universität ausgehandelt werden. Bis dahin muss unter anderem entschieden sein, ob eine *Medical School* an der Uni eingerichtet werden soll, sofern die Regierung diese Frage, die sie seit zwei Jahren vor sich herschiebt, nicht ihrer Nachfolgerin vermachen will.

Gleichzeitig arbeitet die Uni an einer Strategie, die bis in die Mitte der 2020-er Jahre reichen soll. Außerdem soll das Universitätsgesetz novelliert werden. Schon unter der vorigen Regierung wurde daran gearbeitet, die Reform aber vorläufig auf Eis gelegt, als vor zwei Jahren der neue Rektor Rainer Klump sein Amt antrat, um ihn durch die politische Diskussion über die Führung der Uni nicht gleich zu schwächen.

Minister Hansen hob am Montag hervor, dass „70 Prozent der Forschungsbereiche der Universität exzellente Resultate“ vorweisen könnten. Sie seien „gut“ im Einwerben von Drittmitteln für ihre Forschung und „international sichtbar“. Das Personal der Uni sei „sehr motiviert“, die Arbeitsbedingungen seien „sehr günstig“. Die jährlich rund 150 Millionen Euro, die der Universität aus der Staatskasse zufließen, seien „gerechtfertigt“, wie die Evaluation gezeigt habe, und „eine Investition in die Zukunft“. Zu achten sei vor allem auf „klare Forschungsstrategien“, eine „Qualitätssicherung“ und eine „bessere Einbindung der Studenten in Entscheidungsprozesse“.

Allerdings ist das nicht alles, und hinter Begriffen wie „Forschungsstrategien“ und „Qualitätssicherung“ verbergen sich durchaus große Baustellen. Fragen kann man sich auch, warum das Ministerium die Forschung gesondert untersuchen ließ und nicht die Lehre. Das stehe in vier Jahren beim nächsten Durchgang an, sagte Marc Hansen am Montag. Aber sein Nachfolger könnte das viel-

leicht nicht so sehen. War die Bewertung der Forschung demnach dringlicher?

Gewissermaßen schon. Das Aufbauwerk Uni.lu geschah vor allem in Forschungsbereichen und mit dem Vorsatz, eine „Forschungsuniversität“ zu schaffen, weil der von der CSV in den Jahren der Diskussion pro und contra Uni eine Zeitlang benutzte Begriff „Eliteuniversität“ zu gewagt klang. Heute zeigt sich: Die 13 Forschungsbereiche von Uni.lu, darunter das interdisziplinäre Zentrum für IT-Sicherheit SnT und das Zentrum für Biomedizin LCSB, sind nicht nur unterschiedlich „gut“. Sie werden auch unterschiedlich geführt, sind bald mehr, bald weniger Beeinflussungsversuchen von Politik und Wirtschaft ausgesetzt und schlagen sich zum Teil noch mit der Vergangenheit herum.

Letzteres scheint stark auf die Ingenieurwissenschaften zuzutreffen, eigentlich ein Schlüsselbereich im wirtschaftlich diversifizierungswilligen Land, das sich auf die nächste „industrielle Revolution“ vorbereitet: Die Gutachter stellten fest, der Bereich stecke in „ernsthaften Schwierigkeiten“. Er sei gespalten in Mitarbeiter aus dem früheren Institut supérieur de technologie (IST), die „vor allem lehren, aber kaum forschen“, und in ausgewiesene Wissenschaftler. Beide Seiten verstünden sich nicht. Weshalb ein Audit der Abteilung durchgeführt und sie anschließend „restrukturiert“ werden sollte.



Blick in die Universitätsbibliothek

Man kann diesen Zustand beklagen. Allerdings trauern viele Betriebe „dem alten IST“ nach, das wie eine deutsche Fachhochschule in dreijährigen Studiengängen Ingenieure ausbildete. Groß angelegte Weiterbildungsinitiativen wie die des Handwerkerverbands deuten an, dass die *Bachelors industriels*, die die Uni verlassen, nicht zahlreich genug sind. Die Uni aber bietet noch andere, akademischere Technik-Studiengänge an. Nicht alle sind gut besetzt. Doch es sind vor allem die wenig forschenden Mitarbeiter im Bereich Ingenieurwesen, die viel Lehrbelastung auf sich nehmen. Das Problem ist demnach komplex.

Forschung hier, Lehre dort ist oft ein Thema im Forschungs-Evaluationsbericht, der nicht immer nur

Junge Forscher nur auf fünf Jahre befristet anzustellen, halten die beiden Evaluationsberichte über die Uni für keine gute Idee

von Forschung spricht: Die Professoren der Bereiche Mathematik und Physik zum Beispiel lehren offenbar sehr viel, die aus der Abteilung *Life sciences* auch. Das drückt nicht unbedingt auf die Forschungsqualität – Mathematik und Physik etwa wird sehr hohes Niveau bescheinigt –, äußert sich jedoch in Problemen an anderer Stelle: Lehren können auch Forscher, die Postdoktoranden sind. Sie aber werden im Bereich Mathematik bald knapper, denn der nationale Forschungsfonds FNR bezahlt Postdoktoranden nur noch in *Public-private partnerships* mit der Wirtschaft. Abgesehen davon, klagen Postdoktoranden an Uni.lu generell über Unsicherheit: Die Aufstiegsmöglichkeiten sind unklar. Weshalb zum Beispiel die Luxembourg School of Finance hochkarätige Mitarbeiter häufig wieder verlassen, sobald sie eine interessantere Stelle finden. Für die Gutachter ist nicht zuletzt deshalb die LSF noch nicht „exzellent“.

Ein anderes Problem sind die noch immer verbreiteten, auf maximal fünf Jahre befristeten Verträge für junge Forscher. Sie waren 2008 über das „Forschergesetz“ unter anderem mit der Begründung eingeführt worden, als kleines Land benötige Luxemburg besonders viel personelle Erneuerung, an der Uni wie an den öffentlichen Forschungszentren. Heute hält nicht nur der Führungs-Evaluationsbericht, den ein Gremium der European University Association über Uni.lu angefertigt hat, dieses Argument für „nicht mehr stichhaltig“. Auch die Forschungs-Evaluation, die die Luzerner Beratungsfirma Interface zusammengestellt hat, bezweifelt, dass die Regelung „der Uni dienlich“ ist. Interface evaluiert seit zwölf Jahren die Forschung hierzulande.

Das könnte eine der Fragen sein, mit denen die Universitätsleitung sich beschäftigen muss. Andere betreffen das Tun und Lassen der elf Forschungsbereiche an den Fakultäten und das der beiden interdisziplinären Zentren, zu denen nun noch das Zentrum für Zeitgeschichte hinzukommt. Denn: In den meisten Fakultäts-Forschungsbereichen wird die akademische Freiheit hochgehalten. Sie werden oft selbstverwaltet geführt, die Forschungsgruppenleiter sind eher Koordinatoren als Chefs. Dagegen unterstehen die interdisziplinären Zentren dem Rektor, sie haben Direktoren und es gilt ein Top-down-Prinzip. Von den Forschungsleistungen von SnT und LCSB waren die Gutachter begeistert. Das SnT nennen sie gar ein „Rollenmodell“. Doch aufgefallen ist ihnen, dass das SnT „abhängig“ ist von den Professoren des Fakultäts-Bereichs Computerwissenschaften (CSC),



Studenten in der Maison du Savoir. Im Uni-Gesetz sollte eine Studentenvertretung verankert werden

und es sei „unklar“, welche Forschungsleistung eine des SnT und welche eine des CSC sei. Klärungsbedarf gibt es auch im Gebiet *Life sciences*: Dort besteht einerseits der Fakultäts-Forschungsbereich gleichen Namens, der sich auf Krebs spezialisiert hat, andererseits das 2009 über Jeannot Kreckès „Biotech-Initiative“ mit viel Geld ganz neu geschaffene LCSB, das an neurodegenerativen Erkrankungen forscht. Gegenüber dem LCSB würden sich die Wissenschaftler der Fakultät wie „Bürger zweiter Klasse“ vorkommen. Nicht zuletzt, weil die LCSB-Forscher noch wenig aktiv in der Lehre für Bachelor- und Master-Studenten in den *Life Sciences* sind; Forscher des SnT, sofern sie nicht Computerwissenschaftler der Fakultät sind, lehren übrigens ebenfalls nicht viel. Die „Rollen und Pflichten“ der Mitarbeiter der so angesehenen interdisziplinären Zentren sind bisher nicht klar definiert, was die Gutachter bemängeln. Am LCSB haben sie erfahren, so mancher Wissenschaftler sei bereit zu lehren, wolle aber vorher eine Aussicht auf Aufstieg an der Uni. Womit sich ein Kreis zu fehlenden Karrierepfaden und befristeten Verträgen schließt. Doch generell besteht bisher kein direkter Zusammenhang zwischen Forschungsbereichen und Studiengängen. Im Beisein des Ministers erklärten die Gutachter am

Montag, es sei „nicht festzustellen, inwiefern die Lehre an der Forschungsuniversität Luxemburg tatsächlich forschungsbasiert“ ist. Das sei „beunruhigend“.

Mitunter sind auch die Forschungsinfrastrukturen unzureichend – oder alt: Die der Physiker auf dem Campus Limpertsberg ist in so kritischem Zustand, dass sich nach Ansicht der Gutachter „Sicherheitsrisiken“ stellen; im Bericht steht der unschöne Begriff „chemical hazard“. Der Umzug dieses Bereichs nach Belval wird sich noch einige Jahre hinziehen.

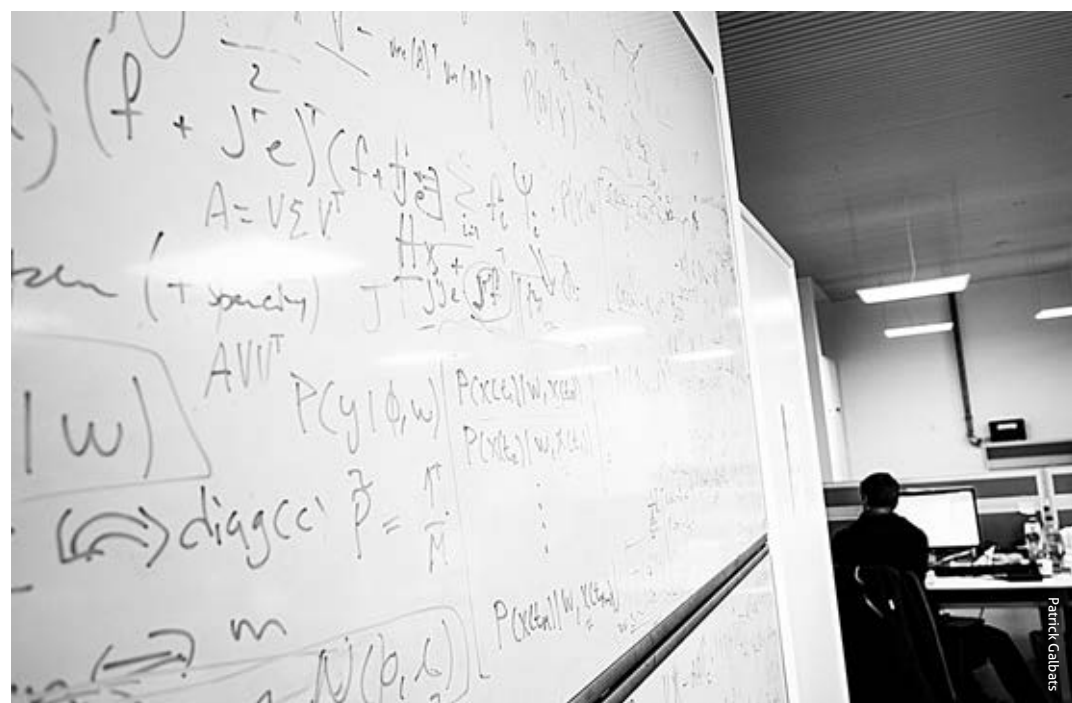
Ein wichtiges Thema in der Evaluation ist die Autonomie der Uni. An der Humanwissenschaftlichen Fakultät etwa wird beklagt, dass gute Historiker an das neue Institut für Zeitgeschichte abgestellt werden. Es wird ganz richtig erkannt, dass dieses Institut auf eine rein politische Entscheidung der Regierung zurückgeht. Den Bereich Wirtschaft und Management der Uni plagen ähnliche Sorgen: Das Luxembourg Centre for Logistics, ein Gemeinschaftsprojekt mit dem Massachusetts Institute of Technology, habe man von der Regierung „übergestülpt bekommen“. Womöglich beeinträchtigt es die Forschungsautonomie des Bereichs?

Der Führungs-Evaluationsbericht scheint solchen Kritiken Recht zu geben. Etwa, wenn er anmerkt, Ad-hoc-Verträge, die staatliche Stellen mit Forschungsbereichen abschließen, könnten diese „von ihren Kernaktivitäten“ entfernen. Doch die Gutachter sind sich natürlich im Klaren, dass Uni.lu als einzige Uni im Land vielfältigen Erwartungen ausgesetzt ist. Dass nach wie vor eine Konkurrenz um Forschungsdrittmittel mit den drei Forschungsinstituten besteht, ist ihnen ebenfalls nicht entgangen, wo doch der ganze Sektor nur so groß ist wie eine mittelgroße Uni im Ausland. Politisch wesentlich für die Zukunft von Uni.lu wird daher das neue Universitätsgesetz sein: Die Gutachter meinen unter anderem, die starke Rolle des Aufsichtsrats, des Strategieorgans der Uni, sei in deren Startphase sinnvoll gewesen. Für die nun anstehende „Konsolidierung“ sollte der Aufsichtsrat Befugnisse abgeben und im Gegenzug der Universitätsrat, ein gemischtes Gremium, dem unter anderem auch ein Studentenvertreter angehört, gestärkt werden.

¹ Die Evaluationsberichte sind unter www.uni.lu/university/official_documents in der Rubrik „External Evaluations“ zu finden.



Am Zentrum für Systembiomedizin LCSB in Belval: Ihm gegenüber kommen die Life-Science-Forscher der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Uni sich vor wie „Bürger zweiter Klasse“



Les présidentielles 2017 en France

Fortes turbulences

Emmanuel Defouloy, Paris

Rarement – peut-être jamais – une élection présidentielle aura été aussi incertaine, en France, à cinquante jours du premier tour. Depuis l'automne, rien ne s'est passé comme prévu, et désormais l'incertitude est d'autant plus grande que celui qui était favori, le vainqueur de la primaire de la droite, François Fillon, se trouve en mauvaise posture. Qui sera donc qualifié pour le second tour ? La candidate du Front national (FN), Marine Le Pen, est plus que jamais en mesure d'y accéder, tandis que l'autre place devrait revenir à Emmanuel Macron ou à François Fillon, à moins que les deux postulants de gauche, Benoît Hamon et Jean-Luc Mélenchon, ne s'allient, ce qu'ils excluent à ce stade.

Omniprésente dans les médias depuis qu'elle a réellement démarré sa campagne, fin janvier, Marine Le Pen fait plus que jamais la course en tête dans les sondages. Deux de ses proches viennent d'être inculpés dans des affaires de financement de campagne électorale et de soupçons d'emplois fictifs au Parlement européen, mais ces démêlés judiciaires n'ont pas affecté les intentions de vote en faveur de la présidente du FN, bien au contraire : ils se situent désormais à 27 pour cent, devant Emmanuel Macron (25 pour cent), François Fillon (vingt pour cent), Benoît Hamon (quatorze pour cent) et Jean-Luc Mélenchon (dix pour cent)¹. Qui plus est, l'électorat de la candidate d'extrême droite est celui qui est le plus sûr de son choix (plus de trois répondants sur quatre). Dans un paysage politique plutôt instable, sinon imprévisible, Marine Le Pen fait donc figure de solide repère.

Après le vote en faveur du Brexit au Royaume-Uni et la victoire de Donald Trump aux États-Unis, il n'en fallait pas tant pour donner au scrutin présidentiel français une dimension



Emmanuel Macron, en visite ce mercredi au Salon de l'agriculture

Dans un paysage politique plutôt instable, sinon imprévisible, Marine Le Pen du Front national fait figure de solide repère

historique. La campagne est suivie de près dans les pays occidentaux, et particulièrement en Europe, où l'on se demande si la France va rester ou non dans l'Union européenne. Les travailleurs précaires, qui selon l'économiste britannique Guy Standing forment « le précaire », une nouvelle classe sociale en colère, se tournent en effet en grande partie vers les populismes de droite². Pour autant, celle qui organisera un référendum sur l'appartenance de la France à l'UE en cas d'accession à l'Élysée n'a jamais été donnée gagnante au second tour dans aucun sondage, si bien qu'à ce stade celui qui l'affrontera sera probablement le futur Président.

François Fillon paraissait favori, mais un énième rebondissement dans une campagne qui en a déjà

connu beaucoup l'a fait trébucher: le « Penelopegate ». C'est-à-dire les soupçons d'emplois fictifs de sa femme, à l'Assemblée nationale et dans une revue d'idées. Après une enquête préliminaire, le parquet financier a ouvert une information judiciaire, et les juges d'instruction ont convoqué François Fillon pour le 15 mars en vue de sa mise en examen. Pour celui qui avait bâti une grande partie de son image sur la probité, le coup est rude. Nulle instance n'étant légalement en mesure de remettre en cause sa victoire à la primaire de la droite, l'ex-Premier ministre poursuit néanmoins sa campagne, et il a qualifié sa convocation pour mise en examen d'« assassinat politique », mais ces révélations ont érodé le niveau des intentions de vote en sa faveur, si bien que depuis plusieurs semaines déjà il est doublé par Emmanuel Macron.

C'est donc un jeune énarque et banquier de 39 ans, sans le soutien d'aucun grand parti, qui serait élu Président de la République si l'élection avait lieu aujourd'hui. Pendant plusieurs mois, nombre d'observateurs ont jugé que sa candidature était une baudruche qui allait éclater. Mais force est de constater qu'ils ont jusqu'à présent été démentis. Après sa déclaration en Algérie qualifiant la colonisation française de « crime contre l'humanité », il a perdu quelques points dans les sondages. Mais il les a ensuite regagnés. Critiqué un temps pour son absence de programme, il en a distillé plusieurs mesures avant d'en présenter un complet. Sans pour autant chuter dans les intentions de vote.

C'est qu'Emmanuel Macron, qui s'est dit « ni de droite ni de gauche » après avoir quitté le gouvernement socialiste en août dernier, affiche désormais un positionnement libéral de centre droit assez classique : baisse des dépenses publiques et de l'impôt sur la fortune (ISF), mais exonération de la taxe d'habitation pour 80 pour cent des Français, suppression de 120 000 postes de fonctionnaires mais création de 10 000 postes de policiers et gendarmes, radiation des chômeurs au deuxième refus d'une offre d'emploi, mais pas de remboursements de soins contrairement à François Fillon. C'est donc logiquement que le centriste François Bayrou, déjà trois fois candidat à l'élection présidentielle, a choisi de s'allier avec le jeune libéral. En arguant de « la gravité » du moment, il s'est rapproché de celui qu'il qualifiait il y a peu de « candidat de la finance mondialisée ». Mais c'est justement là que le bât blesse.

Enquête après enquête, dépassant le traditionnel clivage droite-gauche, une majorité de Français est défavorable à la mondialisation libre-échangiste. Outre l'extrême-droite, une frange progressiste de l'électorat y est très opposée, en témoigne le succès de *Merci patron !*, qui vient

de recevoir le César du meilleur documentaire. Son auteur, le journaliste François Ruffin, vient de se lancer en campagne pour être élu député en Picardie, où le groupe Whirlpool a annoncé une nouvelle délocalisation.

Or, Emmanuel Macron est clairement le candidat du système économique mondialisé, même un groupe de réflexion étiqueté au centre-droit en convient : « Emmanuel Macron, c'est l'optimisme des années 1990 dans un monde devenu bien plus dur. C'est la foi dans une mondialisation heureuse, dans une croissance par l'innovation et l'éducation, permettant de laisser aux pays émergents l'essentiel des activités manufacturières. Mais nous n'en sommes plus là. Face à la concurrence des grands pays émergents et aux effets des nouvelles technologies, cette vision est une illusion. Non, le libre-échange généralisé n'est pas toujours une stratégie payante face à des États interventionnistes : une économie innovante suppose une politique industrielle forte »³.

Si c'est l'affiche du second tour, les Français vont-ils donc massivement voter Emmanuel Macron pour faire barrage à Marine Le Pen, comme ils avaient plébiscité Jacques Chirac en 2002 face au père de celle-ci ? Rien n'est moins sûr. Car la crise de 2008 et ses conséquences sont passées par là. Le degré de frustration des moins favorisés est sans doute sous-estimé par les élites. Déjà, la candidate du FN est créditée de 40 à 45 pour cent des voix au second tour, ce qui révèle un pays profondément fracturé. La France est entrée dans une ère de fortes turbulences.

¹ Sondage Kantar Sofres-One Point pour *Le Figaro* du 27 février 2017

² Déjà traduit dans 19 langues, le best-seller de Guy Standing vient de paraître en français, sous le titre *Le précaire. Les dangers d'une nouvelle classe* (Éditions de l'Opportun).

³ « Dissiper l'illusion Macron », Les Arvernes, *La Tribune*, 19 janvier 2017



Plus de recul

Découvrez le nouveau Lëtzeburger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

180 000 000 ticker

Neue berufliche Herausforderungen

Mike Koedinger, Gründer des Verlags MM Publishing, der unter anderem die Zeitschriften *Paperjam*, *Delano* und *Archiduc* herausgibt, orientiert sich im zarten Alter von 46 Jahren beruflich neu. Weil er sich auf die Internationalisierung der Firma konzentrieren möchte, gibt er seinen Posten als CEO ab und übernimmt von Jean-Claude Bintz den Posten des Verwaltungsratspräsidenten. Bintz bleibt Vizepräsident. MM Publishing suche nun öffentlich und in aller Transparenz nach einem Nachfolger für Mike Koedinger als CEO, so Bintz in der Pressemitteilung. Ganz so weit eine Ausschreibung wie öffentliche Verwaltungen vorzunehmen, geht MM Publishing dann doch nicht. Eigenen Angaben zufolge soll das 1994 gegründete Unternehmen mittlerweile 100 Mitarbeiter beschäftigen und vergangenes Jahr elf Millionen Euro Umsatz und eine tolle Rendite erwirtschaftet haben. Der neue CEO soll vor Jahresende die Arbeit aufnehmen. [ms](#)

Nicolas Mackel

hat von seinem Verwaltungsrat ein zweites Mandat als CEO von Luxembourg for Finance (LFF) der öffentlich-privaten Werbeagentur für die Luxemburger Finanzbranche erhalten. Mackel bleibt demnach voraussichtlich bis Mitte 2021 Chef von LFF. [ms](#)

Lakshmi Mittal,

Hauptaktionär und Chef des Stahlproduzenten Arcelor-Mittal, warnte diese Woche in *Le Monde* vor den Folgen der vierten Phase des europäischen Emissionshandels für die Stahlbranche. Dann nämlich könnten die Kosten für die Verschmutzungsrechte für eine Tonne Kohlendioxid plötzlich auf 30 Euro ansteigen. Bei der Produktion von einer Tonne Stahl würden heute zwei Tonnen CO₂ anfallen und in Zukunft müssten die Unternehmen die Hälfte der von ihnen gebrauchten Verschmutzungsrechte kaufen. Was Kosten von 30 Euro das Stück pro Tonne Stahl bedeuten würde. Berücksichtige man, dass die Bruttomarge pro Tonne seit 2008 um 35 Prozent gefallen sei, wäre kein Gewinn mehr übrig, noch bevor andere Kosten abgerechnet würden.

Eine Rechnung, die laut Mittal zur ersten Gefahr für die europäische Stahlbranche werden könne, weil die Wettbewerber aus dem Ausland keine Verschmutzungsrechte kaufen müssten. Dabei räumte Mittal aber ein, dass derzeit 83 Prozent der jährlich in Europa verbrauchten 160 Millionen Tonnen Stahl auch in Europa hergestellt würden. Vielleicht ist also die Situation nicht ganz so katastrophal, wie er sie darstellen möchte. In den USA dürfte es für Arcelor-Mittal in den kommenden Jahren auf jeden Fall wenig Probleme geben, da Lakshmi Mittal über beste Kontakte zur Regierung von Präsident Donald Trump verfügt. Sein Geschäftsfreund Wilbur Ross, dem er 2004 seine Firma International Steel abkaufte, gab diese Woche sein Verwaltungsmandat bei Arcelor-Mittal auf, weil er fortan den in Trumps Regierung sehr wichtigen Posten des Handelsministers besetzt. [ms](#)

Große und kleine Satelliten

Der Satellitenbetreiber SES konnte dank Übernahmen Umsatz und Gewinn im vergangenen Geschäftsjahr steigern. Durch die Konsolidierung von O3B und RR Media stieg der Umsatz um 2,7 Prozent auf 2,068 Milliarden Euro. Der Gewinn stieg aufgrund der buchhalterischen Integration der beiden Firmen von 544,9 Millionen Euro 2015 auf 962,7 Millionen Euro vergangenes Jahr. Das Satellitengeschäft bleibt ein sehr lukratives, auch wenn die Ebitda-Marge von 74,2 auf 70,2 Prozent fiel. SES zahlte vergangenes Jahr 114 Millionen Euro Steuern, was einem effektiven Steuersatz von zehn Prozent entsprach. Die Firmenleitung schlägt für A-Aktionäre eine Dividende von 1,34 Euro und für B-Aktionäre von 53 Cent vor. [ms](#)

Besuch aus Brüssel

Am gestrigen Donnerstag und dem heutigen Freitag sind Abgeordnete des Panamapapers-Ausschusses in Luxemburg zu Besuch, um sich mit Regierungsvertretern, Abgeordneten, Firmenchefs und Journalisten zu unterhalten, wie die Fraktion der Linken im Europaparlament im Vorfeld mitteilte. Demnach werde sich PWC den Fragen der Ausschussmitglieder stellen, nicht aber die Vertreter anderer Big 4. Ein Vertreter der CSSF solle

ebenfalls an Gesprächen teilnehmen; belgische Zeitungen hatten berichtet, CSSF-Direktor Claude Marx habe während seiner Zeit bei HSBC für Kunden Offshore-Gesellschaften gegründet, was Claude Marx gegenüber dem *Land* bestritten hat. [ms](#)

« Sur le fil du rasoir »

« ‘Le dos au mur’ : tel est l’état de situation d’une administration en surchauffe », c’est ainsi que débute le rapport d’activité 2016 de l’Administration de l’Enregistrement et des Domaines (AED). Discrètement publié en ligne voici deux semaines, le rapport se lit comme un long SOS destiné au ministère des Finances. L’administration se plaint que le renforcement des moyens annoncé « ne s’est concrétisé, ni en 2016, ni en 2017 ». « Il s’ensuit que les nouvelles compétences attribuées à l’administration dans la lutte contre la fraude fiscale, bien que positives en soi, risquent de rester confinées essentiellement à un état théorique dans une optique de moyen terme ». L’administration serait même « sur le fil du rasoir en ce début d’année 2017 ». À regarder de plus près les chiffres du rapport, on voit que le nombre du personnel reste stable : en dix ans, il est passé de 319 à 331 personnes. Sur les dernières années, certains services (successions, hypothèques, enregistrement) ont même vu leurs effectifs fondre. (Alors que le nombre de résidents a augmenté de 100 000 sur cette même décennie et que les obligations anti-blanchiment se sont resserrées.) Après l’humiliation du procès Luxleaks, lors duquel le Luxembourg apparaissait comme « captive state » aux yeux du monde entier, cette faiblesse de l’AED comporte également des risques politiques (ou « réputationnels » comme on dit aujourd’hui). Les fonctionnaires les plus rentables sont d’ailleurs ceux chargés de la taxe d’abonnement : huit fonctionnaires pour 903,5 millions de recettes en 2016. [bt](#)

La cinquième Big Four

La société d’audit BDO Luxembourg a annoncé cette semaine « un rapprochement stratégique » avec HRT, active sur les mêmes créneaux qu’elle (optimisation fiscale, comptabilité, audit, ressources humaines). Les deux sociétés espèrent ainsi atteindre une « taille critique ». Combinées, elles

pèseront 500 employés, c’est-à-dire entre un tiers et un cinquième de la taille de leurs concurrents KPMG, Deloitte, EY et PWC. [bt](#)

À demain sur la lune



Ispace, une société japonaise spécialisée dans la robotique et dans l’exploration spatiale, aura bientôt une présence au Luxembourg. Elle sera hébergée par l’incubateur de Paul Wurth, dans le *no-man’s-land* post-industriel qui sépare le quartier de la Gare de Gasperich. Ispace pourra s’y consacrer à l’élaboration d’un « roving spectrometer » que la société nipponne veut envoyer sur la lune. Le gouvernement promet de lui dégouter des fonds de recherche nationaux et européens. Paul Wurth se réjouit d’avance, espérant que l’exploration spatiale permettra de court-circuiter l’embarrassant problème de la finitude des ressources naturelles : « Given the increasing scarcity of mineral reserves, we have a natural interest in the development of innovative technical solutions allowing to explore resources, which today seem out of reach. » (photo : Étienne Schneider, ministre de l’Économie et Takeshi Hakamada, CEO d’Ispace ; meco) [bt](#)

Dem Luxus einen Tempel

Nachdem vor fünf Jahren der Bau eines Einkaufszentrums in Wickringen grandios gescheitert war, soll die Ortschaft im Süden des Landes nun etwas ganz besonders erhalten: einen 3 000 Quadratmeter großen „Tempel“ zum Verkauf von Autos der Marken Ferrari, Rolls-Royce und McLaren. Das plant die belgische Ginion-Gruppe, die in Luxemburg durch ihre Sukkursale Francorchamps Motors seit 2012 in Windhof Ferraris vertreibt und Rolls-Royce und McLaren in Pop-up Stores in Luxemburg-Stadt anbietet. Ginion-CEO Stéphane Sertang hatte bereits vor einem Jahr *Paperjam*

euros – c’est, d’après une première extrapolation de l’Administration des contributions directes (ACD), le déchet fiscal occasionné en 2016 par 617 plans stock-options (une arme de défiscalisation massive abondamment utilisée par les managers de la place financière). C’est ce qui ressort de la réponse du ministre des Finances Pierre Gramegna (DP) à une question parlementaire de Gilles Roth et de Diane Adehm (CSV). Depuis le début 2016, les entreprises sont tenues de communiquer une liste des bénéficiaires et des montants des plans stock-options à l’ACD. Au même moment, les dirigeants des Big Four et de banques, craignant un backlash politique, s’étaient rencontrés pour aligner leurs pratiques et fixer à 350 000 euros de revenus annuels le seuil à partir duquel leurs clients auront droit à un plan stock-options. Même si le système des stock-options est de plus en plus critiqué (sur *RTL-Radio*, le député Gilles Roth l’avait qualifié de « Unfug » qui devrait cesser aussi tôt que possible), le lobbying pour son maintien est fort. La place financière le présente comme facteur d’attractivité dans un contexte marqué par le Brexit. Le ministre Gramegna tient lui aussi à souligner dans sa réponse à la question parlementaire qu’il « s’agit bien du déchet fiscal brut, qui ne tient pas compte des effets dynamiques et favorables que le régime des stock options peut susciter pour l’économie dans son ensemble. » [bt](#)

erzählt, in Luxemburg „wachsen“ zu wollen und auf der Suche nach einem Standort zu sein, „am liebsten an der Cloche d’Or“. Zu Wickringen ist Ginion noch mit einem „lokalen Partner“ über die genaue Ausrichtung des Projekts und die Investitionssumme im Gespräch, schrieb am Dienstag die belgische Zeitung *L’Écho*. Auf jeden Fall ist Luxemburg ein interessanter Luxusautomarkt. Man sah das im vergangenen Jahr an der Eröffnung einer Tesla-Filiale in Bonneweg und dem neuen Domizil der Losch-Gruppe für Bentleys und Lamborghinis in Hollerich. Ginion/Francorchamps verkauft hierzulande 30 bis 40 Ferraris jährlich. In Belgien werden pro Jahr um die 70 neu zugelassen, aber dort gibt es neben Ginion noch zwei weitere Ferrari-Konzessionäre. Rolls-Royce und McLaren finden in Luxemburg ebenfalls mehr und mehr Absatz: Lagen die Neuzulassungen der britischen Luxuslimousinen vor zehn Jahren noch bei ein bis zwei Stück jährlich, waren es 2016 neun. Der Absatz von McLaren-Sportwagen nahm von einem Stück 2013 auf sieben Stück 2016 zu. Ginion dachte im vergangenen Jahr noch darüber nach, in Luxemburg auch Mini zu verkaufen. In Belgien machen BMW, Mini und Volvo das Hauptgeschäft der Gruppe aus. Der Luxusauto-Verkauf trägt nur ein Fünftel zum Umsatz bei, der 2016 bei 180 Millionen Euro lag. Im Wickringer Tempel scheint Ginion sich auf Ferrari, Rolls-Royce und McLaren konzentrieren zu wollen, möchte aber auch Kunden aus Deutschland und Frankreich dorthin locken. „Wenn man dieses Geschäft korrekt führt“, sagte CEO Sertang *L’Écho*, „dann kann man mit Luxusautos seinen Lebensunterhalt verdienen.“ Einen Rolls-Royce zu verkaufen, bringe so viel Umsatz wie fünf BMW. Allerdings sei die Marge kleiner. [pf](#)

Élections communales 2017 – Comment une petite commune rurale du Grand Nord luxembourgeois s’est transformée en boomtown



Weiswampach

Rappel du monde d’hier – Le Café Kails, au centre de Weiswampach, entre firmes et fiduciaires

Bernard Thomas

Boomtown Sous le règne du maire Henri Rinnen, Weiswampach s’est transformée en *boomtown* du nord, en Kirchberg ardennais. On sort des champs pour entrer dans un dédale de cités, de buildings de bureaux et de lotissements. Dans cette commune sur la frontière belgo-allemande, de nombreux immeubles sont construits sans projet d’aménagement particulier (PAP). Lorsqu’on évoque ce point, le bourgmestre répond par un long silence, puis finit par lâcher : « Si nous réussissons à nous arranger avec l’investisseur, alors nous n’insistons pas sur un PAP ». L’attitude laxiste dans l’attribution des permis de construire et dans le reclassement de terrains a positionné Weiswampach comme destination de choix pour les entreprises cherchant une implantation grand-ducale. Pour le maire, la construction de bureaux est une manière de « lier à long terme les investisseurs » au territoire. Le premier échevin Norbert Morn s’offusque d’« un gouvernement qui veut préserver l’Ösling comme réserve naturelle ».

Cette soif de croissance agit comme un palliatif à la hantise de l’exode et du dépeuplement. Entre 1935 et 1975, la population de Weiswampach était divisée par deux, passant de 1 430 à 789. De nombreux « Wemper » avaient été forcés à trouver un emploi ailleurs, dans les administrations à Diekirch et en Ville ou à Colmar-Berg chez Goodyear. Fred Huet, figure de la vie associative locale, fut un de ceux qui, quotidiennement, faisaient le long trajet. Lorsqu’en 1975, il entra chez les CFL en Ville, son chef le convoque et lui ordonne de se mettre à parler « le luxembourgeois ». « Pendant quarante ans, j’ai parlé le *Gutlännesch* en journée et le *Wemper* le soir. » Ce ne sera qu’à partir du début des années 1980 que le nombre d’habitants se remettra, boosté par les stations-service et l’évasion fiscale. Sur les dix dernières années, la population est passée de 1 232 à 1 756 personnes. (44 pour cent sont non-luxembourgeois, dont 320 Belges et 259 Portugais.) La commune compterait aujourd’hui plus d’emplois que d’habitants, dit Rinnen. Et d’estimer le nombre de salariés travaillant à Weiswampach à plus de 2 000. « Aujourd’hui, plus de monde entre le matin qu’il n’en ressort ». Aux heures de pointe, des bouchons se forment à l’entrée de Weiswampach, côté frontière belge. Sur ce tronçon, traversé par un flux interminable de camions, la nationale 7 se transforme en Gruuss-Strooss. C’est la rue principale du village où se trouve, entourée de stations-service, bureaux et bungalows, la mairie.

Enclave Weiswampach est une enclave pour le capital belge. Les bureaux des firmes belges sont développés

Fiscalité grand-ducale, laissez-faire communal & capital belge

pés par des promoteurs belges ; quant aux salariés qui y travaillent, ce sont pour la plupart des frontaliers polyglottes venant de « Neubelgien ». Ce centre *off-shore* sur les collines de l’Ösling s’est développé en marge de la place financière et de ses quartiers d’affaires. C’est un système autarcique qui court-circuite la capitale : les liens avec la juridiction luxembourgeoise passent principalement par Diekirch, centre administratif et juridique de l’Ösling. À la Cloche d’Or et au Kirchberg, on s’y intéresse peu. Les grandes études d’avocats et les Big Four considèrent le *Standuert* Weiswampach avec un mélange d’amusement et de méfiance. En 1989, THG Group fut parmi les premières fiduciaires belges à s’y établir. Elle emploie aujourd’hui cinquante salariés répartis sur deux sites le long de la N7. Parmi les entreprises commerciales installées à Weiswampach, on trouve Jost Group, une des plus grandes firmes de transport d’Europe. En 2004, le groupe belge rassemble une partie de ses services administratifs dans un bâtiment sur la route principale. Mais on y trouve également une ribambelle de PME : des chauffagistes, informaticiens et électriciens travaillant au Luxembourg. À l’inverse des holdings, ces sociétés commerciales tombent sous le coup du droit d’établissement ; elles doivent donc garantir « l’existence d’une installation matérielle appropriée », ainsi que la « présence régulière d’un dirigeant ». Bref : une boîte aux lettres ne fait pas l’affaire, il faut mettre de la substance. Cet étonnement s’est fait au prix de la destruction du patrimoine bâti. À Weiswampach, la protection du patrimoine est inexistante ; selon le maire, seulement deux ensembles seraient classés : l’église et le cimetière. La transfiguration de la Gruuss-Strooss est un *remake* en milieu rural de la destruction du Boulevard Royal dans les années 1970.

La demande a atteint des proportions telles que certaines firmes construisent des immeubles de bureaux dans les bucoliques bourgades qui entourent Weiswampach. Celles-ci vont doubler en population, du moins durant la journée. Le gestionnaire d’actifs allemand Creutz & Partners, présent depuis 1997 dans la commune, fait ériger ainsi un nouveau siège dans le hameau de Beiler (85 habitants). Les résidences portent des noms comme « Bel’Hori-

zon », « Diamant » ou « Émeraude ». Ce sont de balourdes boîtes blanches encastrées dans une épaisse couche d’isolants thermiques ; des « Promoteurs-Buden » comme on en trouve partout. À la différence près que ceci n’est pas le pays de Giorgetti, Becca ou Rollinger ; mais de promoteurs belges comme Thomas & Piron, Elsen-Bau, Wiesen-Piront ou Roma-Bau – ces trois dernières ayant entretemps établi leur QG à Weiswampach.

Héichheiser La politique d’expansion produit un malaise. Les nouveaux immeubles, certains autochtones les désignent de « tours », quelques-uns parlent même de « skyline ». Étant donné que ces bâtiments ne dépassent guère les quatre étages, cela semble hyperbolique. Mais l’impression d’écrasement naît du contraste avec les maisons paysannes et les bungalows postmodernes. Pour Roland Leyder, ancien employé de la Spuerkeess, Rinnen régnerait sans consulter les habitants : « Les autochtones sont chassés. J’en connais qui habitaient la commune depuis quarante ans et qui sont partis parce qu’on a construit un immeuble de quatre étages à côté de leur maison unifamiliale. » Le conseiller communal Michel Decenbrunnen, pourtant élu dans l’équipe Rinnen, critique lui aussi un manque de transparence au sein du conseil échevinal. La politique de Rinnen ne serait pas durable, estime-t-il, « les gens se sentent écrasés par les *Héichheiser* qui les entourent.

Un autre habitant concède que la métamorphose des villages aurait constitué « un grand choc pour les gens » : « Beaucoup disent : ‘Wemper ass verschass’. Moi je leur réponds : puisque maintenant c’est *verschass*, autant continuer. » En comparaison avec le Sud du pays, les prix restent modiques : environ 3 500 euros le mètre carré, presque la moitié de ce que coûte l’immobilier en Ville. Or, ici, les repères ne sont pas les mêmes : « Les prix sont plus chers qu’à Wiltz », entend-on. Ou alors : « Bientôt, ils seront aussi élevés qu’à Ettelbruck ou à Diekirch. » Mais de nombreux « Stack-Wemper » s’arrangent avec cette croissance, tant que les nouveaux immeubles d’appartements et de bureaux ne donnent pas sur leur jardin. Ils regrettent la disparition du patrimoine, mais refusent de faire classer leur propriété ; ils s’offusquent des promoteurs, mais n’hésitent pas à leur vendre des terrains.

Isolationnismes En 2014, plus de 86 pour cent des électeurs de la commune de Weiswampach ont voté « non » au référendum sur le droit de vote des non-Luxembourgeois. Peut-être que ce résultat s’explique par le fait que les Wemper se comptent parmi les perdants du « Luxembourg moderne ». Ainsi, malgré le boom économique des dernières années, l’école primaire de Weiswampach n’orientait qu’entre dix et vingt pour cent de ses élèves vers le classique. Sur cet indice, à en croire le « Bildungsbericht 2015 » de l’Université du Luxembourg, les communes de l’extrême-nord luxembourgeois rejoignent celles de l’extrême-sud comme Rumelange, Esch-sur-Alzette ou Differdange. (Quant aux élèves de Contern, Strassen, Bertrange ou Reckange-sur-Messe, ils sont plus de soixante pour cent à intégrer le classique.)

Henri Rinnen, qui va se représenter aux prochaines élections communales d’octobre, est un manager-maire en milieu rural. Membre du conseil communal depuis 1988, il devint bourgmestre en 1995. (Un

poste que son père, mort en exercice en 1969, avait occupé avant lui.) Mécanicien de formation, Henri Rinnen avait créé une société de transports internationaux en 1970. Durant quinze ans, il roulera sur les autoroutes européennes entre Weiswampach, Vienne, Stockholm et Glasgow. Âgé aujourd’hui de 69 ans, il est encore actionnaire de plusieurs sociétés qui totalisent une flotte de quelque 120 camions. Le libéral Rinnen (encarté au DP comme la plupart des conseillers communaux) incarne également un certain isolationnisme politique. Sa commune est la seule du Luxembourg à ne pas avoir adhéré au pacte climat et la seule du canton de Clervaux à ne pas participer au parc naturel de l’Our. En 2009, le collège échevinal refusa catégoriquement d’entamer des négociations pour une fusion avec Troisvierges.

On peut raconter l’essor de la commune de Weiswampach en la contrastant avec sa rivale Troisvierges. Si l’une prospère, l’autre périlite. En 1866, la Wilhelm-Luxemburg-Gesellschaft choisit Troisvierges au détriment de Weiswampach comme arrêt de train de son tracé nord. Weiswampach restait une commune agricole isolée, tandis que Troisvierges se transformait en ville de cheminots et de commerçants. Pour illustrer le mouvement tectonique qui s’opérerait alors dans cette partie de l’Ösling, le correspondant local du *Wort* mobilisa la guerre du Péloponnèse et fit une analogie avec le passage de l’hégémonie athénienne à l’hégémonie spartiate. Aujourd’hui, les autochtones racontent que si leur commune n’a pas été retenue à l’époque, c’était dû à la résistance des paysans qui auraient craint que les locomotives mettent le feu à leurs forêts – à moins qu’ils aient eu peur que les vaches cessent de donner du lait (les deux versions existent).

Benzin und Boden Ce rapport de force commence à s’inverser au cours des années 1970. Les chocs pétroliers font réapparaître Weiswampach sur la carte. Que ce soit Erny Schmitz (Knauf), Jean-Pierre Keup ou Jos Massen – au Nord, de nouvelles fortunes se construisent sur le foncier et l’essence. La « Maison Keup » sur la N7, à quelques centaines de mètres de la mairie, fut fondée par Jean-Pierre Keup, qui y possédait des terrains agricoles. Malade des poumons, il passera de l’agriculture au business des stations-service. Rapidement, le tourisme à la pompe généra un flux de visiteurs. L’ancien paysan l’exploita en ouvrant une station-service Shell, un supermarché Delhaize, une petite boutique (qui fonctionne aujourd’hui également comme « Postshop »), une pizzeria, une brasserie et un hôtel.

Pierrot Keup, le fils de Jean-Pierre, gère aujourd’hui ce mini-complexe (quelque peu ensommeillé) au bord de la N7 et à quelques centaines de mètres de la mairie. « Les meilleures années, se rappelle-t-il, c’étaient les décennies 1980, 1990 et 2000. C’était l’époque où les Belges venaient encaisser leurs coupons en face. Aux banques du village, on tirait un ticket ; comme chez le boucher ! Ils avaient les poches pleines de cash, mais n’étaient pas stressés pour autant : ils dépensaient ici, à Troisvierges ou à Clervaux. Souvent, pour rester en-dessous de la quantité maximale qu’on a le droit d’emporter au-delà de la frontière [10 000 euros, *ndlr*], ils venaient à cinq dans la voiture, la mémé incluse. Et tout ce monde devait déjeuner. » Entre 1974 et 2010, Roland Leyder était responsable du centre financier de la Spuerkeess à

Weiswampach. Il estime que la filiale constituait « un des plus grands centres de *private banking* du pays ». La plupart des Wemper ont gardé de l’écllosion de l’évasion fiscale *low cost* le souvenir d’un désagrément mineur : « Et koum een net méi bäi ! Sie stoungen all do mat hire Couponen. » Malgré l’abolition du secret bancaire, la commune reste un des principaux centres financiers dans l’Ösling. Ces derniers mois, l’ING et la BGL ont démenagé de Troisvierges direction Weiswampach. Avec la BCEE (qui fermera sa filiale à Troisvierges en juillet), la Bil et la Raiffeisen, les cinq grandes banques luxembourgeoises y sont désormais réunies.

Une brique dans le ventre L’histoire d’Arsène Laplume ressemble à celle de Keup, l’expansionnisme et le sens de l’autopromotion en plus. Ce fils de paysans a transformé la station-essence et l’échoppe de son beau-père en centre commercial qui emploie aujourd’hui 600 personnes. Le Shoppingcenter Massen se veut un endroit haut de gamme ; le bœuf *dry-aged* est exposé comme dans une joaillerie et le parking donne sur un pré où paissent des *highlanders*. Il y a quelques mois, une annexe du centre commercial, en forme de bloc de béton d’aluminium, a ouvert de l’autre côté de la route. Comme Christiane Wickler à Oberpallen, Laplume profite de l’ouverture dominicale autorisée pour les centres commerciaux en région frontalière. Il présente son histoire comme celle d’une utilisation intelligente, c’est-à-dire à long terme, d’une niche de souveraineté. « L’argent est venu du tourisme à la pompe. Mais nous ne l’avons pas investi dans des Ferrari, nous l’avons investi dans des briques. Aujourd’hui, les stations-service ne constituent plus qu’un tiers de notre chiffre d’affaires. Pour voir ce qui arrive quand on ne fait pas des investissements dans des surfaces correctes, allez voir la douzaine de stations-service décrépités à Martelange... »

L’histoire récente de Weiswampach peut se lire comme celle d’une captation des flux commerciaux et financiers dans une région qui forme depuis toujours un micro-espace économique. Lorsqu’on aperçoit, en bordure de route, les gigantesques panneaux d’affichage de Knauf ou Massen, on sait qu’on vient de passer la frontière et qu’on roule désormais en Belgique. (De tels publicités étant interdites sur les voiries luxembourgeoises.) Laplume lorgne en direction du marché de l’immobilier des bureaux. Il héberge déjà deux fiduciaires sur 800 mètres carrés et veut, d’ici 2018, ouvrir un « centre d’affaires » de pas moins de 5 000 mètres carrés. « Ce sera fantastique ; les employés auront une vue sur la vallée, sur la réserve naturelle. Au lieu de payer 35 euros le mètre carré comme en Ville, ils en paieront entre quinze et vingt. » (Christiane Wickler, encore elle, a choisi une stratégie similaire en transformant une vieille Q8 à Oberpallen en bureaux pour PME et *start-ups*.)

Le rêve du bourgmestre précédent, c’était le tourisme. Entre 1972 et 1984, Mathias (dit Mett) Schon fit construire deux lacs artificiels, un camping, un bloc sanitaire et une buvette. Actuellement, un promoteur et un investisseur mystérieux (il aura jusqu’au 31 mars pour se matérialiser) projette d’y construire un hôtel de luxe de soixante chambres, tennis, squash, sauna et centre fitness inclus. Sur l’autre rivage, devrait naître une *gated community* d’une cinquantaine de chalets de luxe.



Francine Kails, tenancière de bistrot en troisième génération (en haut) ; le maire Henri Rinnen et son premier échevin Norbert Morn (en bas)



Seit bald einem halben Jahrhundert spiegeln sich die durch Computer, Roboter, Internet, Mobiltelefone und GPS entstandenen Produktivitätsgewinne nicht in der gesetzlichen Arbeitszeit wider

Das Missverständnis

Romain Hilgert

Dass Wirtschaftsminister Etienne Schneider (LSAP) demnächst die 35-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich einführen wolle, sei selbstverständlich ein Missverständnis, hieß es am Mittwochmorgen während einer gemeinsamen Sitzung der parlamentarischen Ausschüsse für Arbeit, Beschäftigung, Soziale Sicherheit und Wirtschaft, zu der auch Arbeitsminister Nicolas Schmit (LSAP) erschienen war. Die CSV-Abgeordneten Claude Wiseler, Marc Spautz und Laurent Mosar hatten die Aussprache am 19. Januar gleich zu dritt beantragt, denn „[à] l’occasion du pot de nouvel an de son parti, Monsieur le Ministre de l’Économie a annoncé vouloir mener des discussions sur le temps de travail et surtout sur la réduction de la semaine de 40 heures“.

Vorsichtiger und mit weniger Echo hatte Parteipräsident Claude Haagen schon einen Monat zuvor in seinem Bericht zum Staatshaushalt für 2017 vorgeschlagen, dass der Produktivitätsgewinn der Digitalisierung „bei den schaffenden Leuten ankommen muss – und weshalb nicht durch eine Verringerung der Arbeitszeit bei gleichem Lohn? Die Digitalisierung, die Produktivitätserhöhungen und eine Verringerung der Arbeitszeit mit dem gleichen Lohn würden in diesem Fall von allen wirtschaftlichen Akteuren akzeptiert, weil sie jedem etwas brächten“.

Wahr ist, dass die gesetzliche Arbeitszeit seit bald einem halben Jahrhundert nicht mehr gesenkt wurde, seit der *Loi du 9 décembre 1970 portant*

Etienne Schneider wil keine luxemburgische Martine Aubry werden, die im Jahr 2000 die 35-Stundenwoche in Frankreich einführte

Wettbewerbsfähigkeit des Produktionsstandorts oberster Staatsauftrag wurde.

Wenn in den vergangenen Jahren von Arbeitszeit geredet wurde, dann war es fast ausschließlich im Zusammenhang mit ihrer Flexibilisierung. Die Beschäftigten erwarten sich dadurch, Arbeit und Familie besser in Einklang bringen zu können, die Unternehmen versprechen sich davon das Ende der Überstundenaufschläge. So versprach 2013 auch das Wahlprogramm des LSAP-Spitzenkandidaten Etienne Schneider lediglich, „dass die Flexibilisierung der Arbeitszeit im Sinne der Arbeitnehmer durch Einführung von Zeitsparkonten ermöglicht wird: Arbeitnehmer sollten selbstbestimmt mit ihrer Arbeitszeit umgehen können“ (S. 35).

Dagegen argumentiert der Wirtschaftsminister heute weder familienpolitisch wie die Konservativen, noch mikroökonomisch wie die Liberalen, sondern traut sich mit der ihm eigenen Chuzpe auf das Feld der Makroökonomie. Er möchte einen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit durch eine gerechte Aufteilung der Produktivitätsgewinne: „Dadurch dass wir in einem digitalen Zeitalter sind und dieses immer schneller wird, werden wir in eine Situation kommen, und das sagen die Experten nicht nur hier in Luxemburg, sondern international, dass die industrielle Revolution, in die wir gerade hineinkommen, die erste sein wird, die mehr Arbeitsplätze vernichtet als sie neue schaffen wird“, warnte er am Mittwoch nach der Ausschusssitzung im Parlament. Andererseits steige die Produktivität durch „die Digitalisierung, die Robotisierung, die Automatisierung und die künstliche Intelligenz in den nächsten Jahren immens“. Deshalb gehe es ihm darum, „dass wir sagen: Wenn die Produktivität steigt, dann müssen wir auch schauen, dass nicht nur der Arbeitgeber davon profitiert, sondern auch der Arbeitnehmer. Der Arbeitnehmer, der Lohnabhängige, kann dann über zwei Wege profitieren, entweder dass er über die Löhne aufgewertet wird, oder dadurch dass seine Arbeitszeiten reduziert werden“.

Doch wenn es um eine neue Industrielle Revolution geht, berufen sich Etienne Schneider und die gesamte Regierung auf ihren Guru Jeremy Rifkin und dessen Bericht *The 3rd industrial revolution strategy study for the grand duchy of Luxembourg*. In dessen Schwadronade über *Sharing Economy* geht bloß von einer Flexibilisierung der Arbeitszeit die Rede, nicht von einer Senkung der Arbeitszeit und schon gar nicht von einer Senkung der gesetzlichen Regelarbeitszeit bei gleichem Lohn.

Die Arbeitszeit drückt das Quantum an Arbeitskraft aus, die ein Betrieb für einen bestimmten Lohn kauft. Deshalb ist sie das Herzstück des



Wirtschaftsminister Etienne Schneider beim Neujahrsempfang der LSAP am 11. Januar

Arbeitsverhältnisses und deshalb gingen die Unternehmerlobbys gleich zum Gegenangriff über, umso mehr als sie noch immer sauer auf Etienne Schneider sind, den sie dafür verantwortlich machen, bei der Reform des Pan-Gesetzes zusätzliche Urlaubstage als Gegenleistung für höhere Arbeitszeitflexibilisierung durchgesetzt zu haben. Der Direktor der Handelskammer, Carlo Thelen, will nichts von der sozialdemokratischen Idee einer Aufteilung von Produktivitätsgewinnen wissen und warnt auf seinem Internet-Blog, dass eine Senkung der Wochenarbeitszeit „pour nos entreprises un choc déstabilisateur“ darstelle, „[a]lors qu’elles sont actuellement assaillies par maintes turbulences“. „Une telle ‘camisole de force’ serait catastrophique à de nombreux égards.“ Diese Woche legte die Handelskammer noch einmal nach und verbreitete ein 32-seitiges Papier über *Fin du travail* (?), *robotariat* (?), *Uberisation* (?), *et (possible) modèle social du futur!*, in dem keine Rede von einer gesetzlichen Arbeitszeitverkürzung geht.

Auch die Begeisterung des OGBL für den Vorstoß des Wirtschaftsministers hält sich in Grenzen. Er verlangte bei den Diskussionen über die Reform des Pan-Gesetzes die Einführung einer zusätzlichen Woche gesetzlichen Urlaubs. Allerdings ist eine Senkung der Wochenarbeitszeit nicht mit einer Erhöhung der Urlaubszeit vergleichbar: Die Einführung der 35-Stundenwoche brächte eine Senkung der Arbeitszeit um 13 Prozent mit sich, eine zusätzliche Urlaubswoche bedeutete dagegen eine Senkung der Arbeitszeit um zwei Prozent. Bereits Ende der Achtzigerjahre, als nach dem Vorbild der deutschem IG Metall erfolglos eine Bewegung für die 35-Stundenwoche aufgebaut werden sollte, war der linke Eisenbahnverband FNCTTFEL als treibende Kraft ziemlich einsam, der OGBL blieb auf Distanz.

Ansonsten möchte der OGBL lieber Arbeitszeitverkürzungen auf Betriebs- oder Branchenebene aushandeln, auch vielleicht, um seine Vormachtstellung gegenüber anderen Gewerkschaften auszuspielen. Tatsächlich gibt es in manchen Branchen nicht nur zusätzliche Urlaubstage, sondern auch durch Kollektivverträge abgemachte kürzere

Arbeitswochen. Aber eine gesetzliche Arbeitszeitreglung ist, ähnlich wie der gesetzliche Indexautomatismus, vor allem für jene unverzichtbar, die in Klein- oder Mittelbetrieben und Wirtschaftszweigen ohne Kollektivverträge arbeiten.

Wahrscheinlich hat der OGBL aber nicht ganz unrecht. Denn die Erfahrung der vergangenen 150 Jahre lehrt, dass eine gesetzliche Arbeitszeitsenkung niemals von oben dekretiert wurde, sondern immer nur auf Druck von unten. Der Einführung des Achtstundentags 1918 gingen in den Jahrzehnten zuvor Streiks für Arbeitszeitverkürzungen in den Handschuh- und Tabakfabriken, Gerbereien, Brauereien und den Druckereien voraus, sie wurde schließlich eine Reaktion auf die revolutionäre Stimmung am Ende des Ersten Weltkriegs. Dem Gesetz über die Einführung der 40-Stundenwoche 1970 waren Ende der Fünfziger- und in den Sechzigerjahren Arbeitskämpfe in den Eisenerzgruben und Schmelzen vorausgegangen. Erst nach der so erkämpften Senkung der Arbeitszeit in Schlüsselbranchen wurde die Arbeitszeitsenkung wieder durch Gesetz verallgemeinert.

Nicht ganz überraschend ruderte der Minister am Mittwoch schon ein wenig zurück: „Das Modell für mich ist in Zukunft eines, das sektorieller sein wird, das größere Flexibilität lassen wird, wie wir diesen Produktivitätsgewinn verteilen werden: Geben wir ihn den Leuten zurück in Form von mehr Lohn, geben wir ihn ihnen zurück in Form von weniger Arbeitszeit pro Woche, oder pro Monat oder pro Jahr, oder für die Lebensarbeitszeit et cetera.“ Offenbar beansprucht Etienne Schneider nicht, eine luxemburgische Martine Aubry zu werden, die im Jahr 2000 als Arbeitsministerin die 35-Stundenwoche in Frankreich einführte.

Nun soll im Herbst weiter über die Arbeitszeit diskutiert werden, wenn das Parlement die geplante Debatte über den Rifkin-Bericht führen will. Und der Minister beruhigte, dass es „illusorisch“ sei, eine Senkung der gesetzlichen Arbeitszeit noch in dieser Legislaturperiode zu erwarten. So als ob der Vorschlag bloß ein kleiner Spaß für den Wahlkampf wäre.



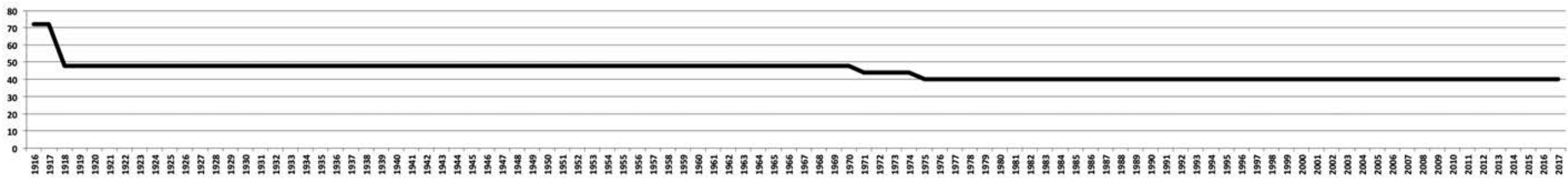
Vor 30 Jahre verbreitete Luxemburger Variante der von Wilhelm Zimmermann entworfenen Aufkleber der deutschen IG Metall

Am 11. Januar, als die LSAP ihre Militanten, Vertreter von Gewerkschaften, befreundeten Vereinen und anderen Parteien zu ihrem Neujahrsempfang in eine Bonneweger Rotunde geladen hatte, veröffentlichte das *Luxemburger Wort* am gleichen Tag Ergebnisse einer Wählerbefragung, laut der die LSAP zu den großen Verlierern gehörte, wenn derzeit Kammerwahlen wären. Deshalb beruhigte Wirtschaftsminister Etienne Schneider sein Publikum, dass die Regierung gerade ein finanzpolitisches „Wendejahr“ hinter sich habe und es eine Steuerreform und eine Indexbranche gegeben habe. Aber weil das wohl nicht genügt, um das soziale Profil der Partei zu schärfen, wie es im Funktionärsjargon heißt, meinte der Minister noch eins drauflegen zu müssen, „sei es, indem man die Gehälter aufwerten muss, sei es, dass man über die Arbeitszeiten nachdenken muss, ob wir weiter bei der 40-Stundenwoche bleiben oder nicht“.

Seinen Vorschlag zur Erhöhung der Einkommen oder Senkung der Arbeitszeit begründete Etienne Schneider damit, dass Luxemburg laut OECD „das produktivste Land der OECD“ sei und durch die Digitalisierung noch produktiver werde. Die Produktivitätsgewinne sollten aber „nicht bloß bei den Unternehmern, bei den Betriebseigentümern ankommen, sondern auch bei den Arbeitnehmern, den Arbeitern“.

réduction et réglementation de la durée du travail des ouvriers occupés dans les secteurs public et privé de l’économie. Damals wurde ab dem 1. Januar 1971 die 44-Stundenwoche auch für Arbeiter und ab dem 1. Januar 1975 die 40-Stundenwoche für Arbeiter und Angestellte eingeführt. Ausnahmen erlaubt das Gesetz in Familienbetrieben, der Landwirtschaft, dem Gaststättengewerbe, der Heimarbeit, dem Straßentransport, der Schifffahrt, dem Gesundheitswesen und anderen Bereichen.

In den Jahrzehnten seit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes zogen Computer in jede Fabrik, jedes Büro, jedes Lager und jedes Geschäft ein und machten viele zeitraubende und repetitive Arbeiten überflüssig, Roboter ersetzen Fließbandarbeiterinnen, die riesigen Werkshallen der Stahlindustrie in Belval oder Differdingen sind heute fast menschenleer, das Internet hat die Kommunikation in den Firmen und zwischen den Firmen vereinfacht und beschleunigt, Mobiltelefone und GPS rationalisierten die Arbeit der Außendienstbeschäftigten. Doch die so entstandenen Produktivitätsgewinne machen sich bis heute nicht in einer Senkung der gesetzlichen Arbeitszeit bemerkbar, weil die Wirtschaftskrisen, die Massenarbeitslosigkeit, die Deregulierung der Märkte und die politische Alternativlosigkeit die Gewerkschaftsbewegung international in die Defensive gedrängt haben, die internationale



Hundert Jahre gesetzliche Wochenarbeitszeit in Stunden

La simplification des *process* pour innover

Libérez... simplifiez !

Mickaël Géraudel & Julien Granata*

Complexité environnementale et organisationnelle ne font pas bon ménage. À en croire l'engouement récent porté aux entreprises dites « libérées », le management et les *process*, longtemps considérés comme les piliers de l'organisation moderne, freineraient l'innovation et, par la même, engendreraient un impact négatif sur le « bonheur » des salariés. Or, la mondialisation s'apparente à une course à l'innovation pour garantir la compétitivité des entreprises... et qui se trouve aux premières loges du processus d'innovation ? D'évidence les salariés. Même si les clients occupent une place de plus en plus centrale dans le processus d'innovation et la création de valeur qui en découle, ce sont les salariés qui sont directement en contact avec eux (Garcia, Granata et Laval, 2014). Fort de ce constat, il conviendrait donc de libérer les forces créatrices de l'entreprise afin de gagner cette course à l'innovation.

De plus, les nouveaux talents fraîchement sortis des bancs des écoles de management ont largement intégré la contrainte de mobilité dans leur gestion de carrière. Parmi eux, de « hauts potentiels », en capacité d'innover ou de repenser les produits et services de l'entreprise, doivent être rapidement identifiés et fidélisés. En cas de mal-être, d'insatisfaction, d'absence de bonheur, ces salariés seraient moins enclins à s'obstiner à évoluer dans une seule et unique entreprise que par le passé. Garantir la satisfaction des salariés, et par conséquent les conditions d'émergence de l'innovation, apparaît comme un véritable défi de gestion des ressources humaines via leur fidélisation notamment des hauts potentiels. Le management et les *process* ne doivent donc en aucun cas devenir un obstacle à ce défi.

Une vision plus radicale consiste à considérer l'ensemble des salariés, et pas seulement les hauts potentiels, comme étant en capacité d'innover. Dans cette vision libérée de l'entreprise, comme la défend Tom Peters (1993), la responsabilisation de tous salariés, conduisant à la suppression des lignes hiérarchiques et des procédures complexes, permet le développement d'un état d'esprit alliant productivité et bien-être au travail. Le salarié est alors considéré comme la valeur ajoutée de l'entreprise. Il est ainsi capable d'innover et n'a nul besoin d'être motivé à cette fin. La procédure et le contrôle constituent alors des pertes de temps et des freins à l'innovation que l'organisation doit dépasser. On retrouve la notion d'*empowerment* chère à Simon (1994) qui résulte d'un renforcement du pouvoir d'action des individus pour assurer leur bien-être et leur participation aux prises de décisions les concernant.

Si l'innovation et la satisfaction des salariés apparaissent alors comme des enjeux de l'organisation moderne, la nécessité de simplification provient souvent de la complexité de l'environnement qui menace tout bonnement la performance de l'entreprise. Malgré l'hypercompétition qui fait rage, l'organisation a les moyens de ne pas complexifier ou, tout du moins, de simplifier. Comme le rappelle Ron Ashkenas, auteur de *Simply Effective* (Harvard Business Review, 2010), les managers créent involontairement de la complexité et du *process* pour quatre principales raisons : les changements permanents de la structure organisationnelle, la prolifération de produits et services, l'évolution des processus et les comportements managériaux.

Ajoutons que dans un contexte de forte mobilité, l'affirmation d'un nouveau manager passe par la remise en cause des anciens *process* et notamment la création de nouveaux. Ainsi, plus les cadres sont mobiles, plus les services cumulent des couches d'actualisation de *process*. Les salariés n'ont pas le temps d'assimiler les procédures qu'elles sont déjà obsolètes. Ils développent ainsi des stratégies individuelles informelles pour détourner cet excès de formalisation. Didier, agent administratif d'une école de commerce raconte : « Au début je lisais des dizaines de pages de notes explicatives avant de me rendre compte que personne ne suivait les *process*. Avec près de sept plateformes numériques de gestion interne et une multitude de services, chacun actualisant ses *process* au rythme d'une fois par an, cela est rapidement devenu imbitable. Pour survivre, j'ai développé mon réseau de relations pour avoir accès à l'information sans suivre les règles. L'ironie dans tout cela, c'est que les personnes qui créent des *process* et du contrôle pour les autres ne les respectent pas eux-mêmes ».

Le *process* créé ainsi une zone de contrôle pour son responsable lui conférant un certain pouvoir. Le

Les salariés n'ont pas le temps d'assimiler les procédures qu'elles sont déjà obsolètes. Ils développent ainsi des stratégies individuelles et informelles pour détourner cet excès de formalisation

contrôle d'une zone d'incertitude renvoie aux travaux sur le pouvoir dans les organisations des sociologues Crozier et Friedberg (1977). Les individus n'ont pas d'autres choix que de se soumettre à ce pouvoir par des jeux relationnels. Michel, un enseignant d'une école de commerce témoigne : « À chaque fois que l'imprimante tombait en panne, il me fallait créer une demande d'intervention via une plate-forme externalisée, suivie d'un mail de confirmation. Puis on m'envoyait par mail un créneau horaire d'intervention qui ne correspondait jamais à mes disponibilités. C'était un casse-tête sans fin. Marjorie, la jolie brune au bout du couloir avait le droit de téléphoner directement aux techniciens qui débarquaient quelques minutes après... je suis donc devenu copain avec Marjorie qui les contacte directement pour moi ».

Outre les zones de pouvoir, la complexité organisationnelle et environnementale apparaît également comme le principal frein à l'innovation. Pour dégraisser le mammoth, il suffirait donc de simplifier. Qu'est que la simplification ? Selon Nandram (2015), la simplification réside en un processus d'engagement de simplicité et d'abstinence de complexité. Une sorte de sobriété joyeuse de notre point de vue. L'auteur précise que la simplification peut apparaître nécessaire dès lors que la bureaucratie devient trop importante ou que le contrôle domine des valeurs comme la confiance au détriment du cœur de métier. Le contrôle de gestion ou la communication imposent leurs dictats. Pourtant, un contrôle des notes de frais en quatre étapes ou un nombre important de « like » sur Facebook ne créent a priori aucune valeur pour le client final. Le cœur de métier est source de création de valeur.

Certaines entreprises, de toutes tailles d'ailleurs, implémentent la simplification en leur sein. Le groupe Volkswagen France a créé fin 2013 une fonction de « simplificateur » en vue de recueillir les idées de simplification de l'ensemble des salariés du groupe. L'étude de cas d'Aigouy et Granata (2016) montre qu'avec une quinzaine de projets de simplification menés en seulement deux ans, l'initiative est un réel succès. D'importants gains substantiels financiers ou de temps ont été mesurés. Au-delà de ces critères économiques, la satisfaction au travail explose en 2015 avec l'obtention de la 22^e place lors du classement « Great Place To Work » des entreprises françaises et une augmentation de cinq points dans l'enquête interne.

D'autres entreprises comme American Express ou Ocintage pratiquent la discipline sans le savoir, ou tout du moins de façon plus informelle. La branche d'activité du voyage d'affaires d'American Express subit des évolutions majeures avec une autonomisation accrue des consommateurs grâce aux NTIC. Ces bouleversements ne s'accordent guère avec les procédures, la culture d'entreprise s'orientant vers un « esprit start-up » avec une autonomisation des directions dans leur gestion qui ont des marges de manœuvre pour simplifier. La TPE fabricante de fenêtres Ocintage laisse libre cours aux salariés dans l'organisation des horaires et des postes de travail sans aucun contrôle de la part du gérant. Dans ces conditions, le turn-over disparaît et les idées d'innovation ne cessent. Laurent, son dirigeant, est clair à ce sujet : « Aujourd'hui mes ouvriers participent au recrutement, à des décisions stratégiques comme l'emplacement de la future usine ou l'organisation de la production. Ils s'imposent souvent des heures supplémentaires pour rendre service à des clients avec lesquels, pour la majorité, ils ont d'excellentes relations. Ils fourmillent d'idées que j'expérimente. ». Enfin, le Service Public Fédéral de la Mobilité et des Transports de Belgique a libéré ses employés en favorisant, par exemple, le télétravail et le bien-être au travail.

Est-ce que libérer ou simplifier reviendrait à faire du lean management ? Si celui-ci peut être considéré comme un processus de simplification dans la forme, c'est dans le fond qu'il diffère grandement. Contrairement au « lean », la simplification ne revient pas à tra-

quer les temps morts, les pertes, à strictement optimiser les *process* pour rendre l'appareil et l'homme plus productif. Dans ses principales critiques (voir France Culture, 2013), le « lean » est assimilé à une méthode s'appuyant largement sur le contrôle de gestion au détriment de l'humain, entraînant une pression par l'évaluation, obnubilé par une traque permanente des temps morts se souciant peu du temps nécessaire à l'innovation ou aux rythmes physiologiques des travailleurs. La simplification a pour objet de rendre le travailleur plus innovant et de le libérer du poids du contrôle et du machinisme industriel. Pour repenser librement son organisation et pour innover encore faut-il en avoir le temps. Et si la survie même de l'organisation dépend de sa capacité d'innovation alors elle doit apprendre à prendre son temps.

Selon Ashkenas et Bodell (Harvard Business Press, 2014), afin que la simplicité devienne une véritable capacité de l'organisation plutôt qu'un projet ponctuel, celle-ci doit s'engager dans un processus en sept étapes : 1) Se débarrasser des règles inutiles extrêmement chronophages 2) Adopter une vision accès vers la création de valeur pour les clients, qu'ils soient externes (BtoB ou BtoC) ou internes (relations entre services) 3) Prioriser l'activité en réévaluant continuellement la liste des priorités pour ne pas survaloriser les activités annexes 4) Aller au plus simple en rationalisant au maximum les *process* 5) Libérez la parole, notamment des collaborateurs, pour qu'ils n'hésitent pas à remettre en cause des pratiques discutables 6) Réduire les échelons hiérarchiques et accroître l'étendue des responsabilités 7) Ne pas laisser les mauvaises herbes repousser et revenir aux étapes 1 à 6 si nécessaire.

Nous émettons l'hypothèse que la simplification des *process* peut s'apparenter à un état transitoire vers une véritable libération des entreprises garante d'une performance globale. Des cas de réussite tels que celui de l'entreprise Semco montre que pour se libérer, l'organisation a besoin de temps afin de transformer sa culture en profondeur. On peut difficilement passer d'une culture du tout contrôle au tout libéré sans heurt. Pour ce faire, l'organisation a besoin d'étapes autant symboliques que pragmatiques. Nous pensons que la simplification en est une en introduisant du temps, de l'innovation et de la démocratie. L'avenir se chargera de nous dire si nous avions raison ou tort.

Références

Aigouy C. et Granata J. (2016), L'implémentation de la simplification en tant qu'innovation organisationnelle et processus de libération : le cas de Volkswagen France, colloque sur « La libération des entreprises au prisme d'une analyse critique », Groupe ESC Clermont, 7-8 juillet 2016.

Ashkenas R. (2009). *Simply Effective: How to Cut Through Complexity in Your Organization and Get Things Done*, Harvard Business Review Press.

Ashkenas R. & Bodell L. (2014). Sept stratégies pour simplifier l'organisation de votre entreprise, *Harvard Business Review France*.

Crozier M. et Friedberg E. (1977), *L'acteur et le système : Les contraintes de l'action collective*, Paris, Seuil.

France Culture (2013), DRH : Direction inhumaine des ressources, Le magazine de la rédaction, diffusion du 13.09.2013, rediffusion du 24.08.2014.

Garcia K., Granata J. et Laval B. (2014), Marathon Man. Lorsque le tout collaboratif guide l'innovation chez Raidlight-Vertical. In Granata & Marques (eds), *Coopération. S'allier à ses concurrents pour gagner*. 55-90. Pearson, Paris.

Nadram S. (2015), *Organizational Innovation by Integrating Simplification*, Springer International Publishing AG, 225 pages.

Peters T. (1993), *Entreprise libérée, Libération management*, Dunod, 674 p.

Simon B. (1994), *The Empowerment Tradition in American social Work: a History*, New York, Columbia University Press.

*Mickaël Géraudel est professeur associé de Stratégie et Entrepreneuriat à l'Université du Luxembourg. Julien Granata est professeur et responsable du Département Entrepreneuriat & Stratégie à la Montpellier Business School



Patrick Gaudin



Pour repenser librement son organisation (et pour innover) encore faut-il en avoir le temps – Bureaux sur l'avenue Kennedy

Die kleine Zeitzeugin

Smorrebrod-Sex

Michèle Thoma

Eine Stunde Sex pro Tag, Also pro Werktag, falls diesen Ausdruck noch jemand Garantiert und bezahlt. Denn Sex ist bekömmlich, manchmal nahrhaft, beugt Krankheiten vor und macht unglaublichen Spaß. Er entspannt nachhaltig, peppt Ehen auf und ist gut für die Arbeitsmoral. Wahrscheinlich ist er mindestens so förderlich wie Mozart für Milchkühe. Beim Sex können sogar Kinder rauskommen, angeblich. All das hat ein schwedischer Gemeinderat in einer Sitzung ausgeführt, er plädiert für die Einführung eines täglichen Schäfer_innenstündchens. Besonders das mit den Kindern findet er ein gutes Argument: In dem 2 000-Seelen-und-Leiberstädtchen, nicht weit vom Polarkreis an der finnischen Grenze, gibt es noch viel Platz.

Geiles Schweden, könnten welche aus ungeilen Ländern denken, in denen Sex halt irgendwie irgendwo irgendwann stattfindet, nebenher, zwischen Tür und Angel, oder eben nicht. Und keiner bezahlt einen dafür, außer man ist ein Sexarbeiter. Viele müssen sogar dafür zahlen. Greise kramen in ihren Souvenirs, blonde Hüninnen tauchen aus feuchten Träumen auf, sie sind kurz beschürzt oder gar nicht, sie sind knackig, gerade richtig muskulös, aber auch ausgiebig mit primären weiblichen Geschlechtsmerkmalen ausgestattet. In der *Uucht* erzählen sie die Legenden und Sagen aus dem hohen Norden, von Weibern mit hohen Beinen. Einst, vor vielen, vielen Jahren, noch vor der Zeit, als der junge König der Schweden, der lauterens Wessens war wie ein jüngster Märchenmüllerssohn, auf eine Stewardess aus Bayern flog, raunte Mann sich von heißen Schwedinnen zu. Also *-innen*, von heißen Schweden war nie die Rede. Damals waren die Russinnen oder Thailänderinnen noch nicht erfunden.

Diese Schwedinnen konnten die Mannsbilder in reich bebilderten Bilderbüchern bewundern, die über Grenzen geschmuggelt wurden, unter Theken gehortet und über Theken geschoben wurden. Fernfahrer berichteten über diese Blondinen: Sie seien immer bereit, wie Pfadfinderinnen oder Sportlerinnen, und vor allem unkompliziert, eine bei Mannsbildern außerordentlich beliebte Eigenschaft. Nicht dieser Ti-amo-Stress. Die kühlen Blondinen seien chronisch heiß, würden Sex aber pragmatisch praktizieren. Es war die Zeit, als alle davon redeten, Sex zu machen. Dieses Reich im hohen Norden sei ein Paradies voller junger Frauen, die Gottseidank keine Jungfrauen waren.

Die jungen und alten Männer in den Ländern mit mäßigem Klima und mäßigem Sex erwähnten sie sehr oft.

Irgendwann waren Schwedinnen Schwedinnen wie Portugiesinnen Portugiesinnen sind oder Holländerinnen Holländerinnen, um die Männer kümmerten sich jetzt bildhübsche Ukrainerinnen, die sie liebevoll online empfangen. Sie würden alles machen, und wie auch noch. Von den Schwedinnen hörte man nicht mehr so viel, außer dass sie in vorbildlich praxisorientierten Beziehungen mit ihren Partnern leben würden; manchmal kam die EU vorbei und schaute ihnen dabei zu.

Jetzt kommt also wieder ein Entwicklungsschub, wenngleich logistisch noch nicht alles klar ist. Wäre es diskriminierend, Arbeitslosensexstunden nicht zu bezahlen? Und was ist mit Unbemannten? Wird das so unfair ablaufen wie bei Nichtraucherinnenpausen, die es nicht gibt? Und uff!, sagt Sexmuffel, brauche ich jetzt einen Stempel, etwas aus DNA, aus einer spezifischen?

Aber der Kleinstadt-Gemeinderat beschwichtigt, es gebe keine Kontrollen. Spaziergehen wäre auch sexy.

Wo der Kleinstadtrat wohnt, gibt es sicher Blaubeeren, Heide, es ist immer Tag oder immer Nacht, an solchen Orten braucht man keine Kameraüberwachung. Die Entfernung zum hoffentlich auch adäquat bezahlten paarungswilligen Ehegesponst ist joggend bequem zu überwinden. Dann muss ich mal wieder ran!, nickt staatlicher Sexarbeiter der Nachbarin zu, die auch gerade angehechelt kommt.

Du hast jetzt Sex!, mahnt die Kollegin im Lehrerinnensaal. Der Koch lässt die Suppe stehen, denn die Gattin liegt bereit; sie hat sich online extra was Exotisches bestellt, jeden Tag eine Stunde, da muss man sich was einfallen lassen. Die Gabelstaplerin sticht die Stechuhr und hetzt mit der U-Bahn in den Vorort, für ein Stundenhotel reicht die Entlohnung doch nicht. Vielleicht wäre es überhaupt besser, diese Sexarbeit betriebsintern zu regeln?

Gottseidank gibt es ein Wochenende.



Am Polarkreis in Schweden. Hier gibt es noch viel Platz für Kinder

Chronique Internet

Twitter malade de ses trolls

Jean Lasar

En modifiant à nouveau cette semaine un certain nombre de ses règles relatives au harcèlement et aux discours de haine, le site de microblogging Twitter tente de juguler un phénomène qui semble être en plein essor sur sa plateforme. Une première série de mesures avait déjà été prise en novembre dernier pour contrer les comportements abusifs. Il s'agissait d'un filtre neutralisant certains utilisateurs ou certaines conversations et d'une nouvelle procédure pour dénoncer les utilisateurs perçus comme abusifs. À la mi-février, Twitter avait inauguré des exclusions de douze heures (« time-out ») censés calmer les *trolls* les plus virulents en rendant invisibles leurs *tweets* aux utilisateurs autres que leurs *followers*.

Manifestement, ces dispositifs n'ont pas suffi. Les nouvelles mesures concernent les résultats de recherche, qui peuvent désormais correspondre à l'option « safe search » de façon à éclipser des contenus agressifs ou inconvenants, et la *timeline*, qui escamote les *tweets* abusifs ou de mauvaise qualité (ceux-ci restent disponibles, mais il faut à présent cliquer sur un bouton signalant leur existence pour les visualiser). En outre, un effort vise à empêcher la création de comptes agressifs par des utilisateurs identifiés comme récidivistes.

Il est clair que la nature éminemment ouverte de Twitter, qui fait sa force, rend asymétrique la lutte contre les *trolls*. À peine un compte a-t-il été repéré et bloqué que le même utilisateur peut en créer un nouveau, si besoin en simulant une adresse IP différente, et reprendre sa croisade malfaisante. Il y a quelques semaines encore, une particularité des règles de Twitter facilitait grandement la vie des *trolls* : si après avoir harassé un utilisateur, celui-ci, en les bloquant, n'avait plus la possibilité de dénoncer les *trolls*. Cette anomalie a depuis été corrigée.

Twitter se doit de ménager ses objectifs en matière de publicité : ses revenus restent inférieurs aux attentes, son cours de bourse bas et son CEO sous la pression de ses actionnaires. Lorsque Twitter a cherché un acquéreur à l'automne dernier, aucun n'a voulu conclure, apparemment à cause de la perception que Twitter est devenu un haut-lieu des discours de haine. De fait, certains utilisateurs ont manifesté leur



La lutte contre les trolls ressemble à une guerre asymétrique

contrariété face aux *trolls*, qui ciblent des utilisateurs à coups de menaces de mort, d'insultes répétées, de propos diffamants ou de mensonges éhontés, poussant parfois des adolescents au bord du suicide. Et même s'il dit considérer la problématique comme prioritaire, Twitter se doit d'avancer de manière prudente sur ce sujet. La place prééminente que la société a prise dans le débat politique, notamment aux États-Unis où elle est désormais le porte-voix préféré du président, ne lui facilite paradoxalement pas la tâche. Toute intervention susceptible d'occulter ne serait-ce qu'une partie des débats qui s'y livrent risque d'être dénoncée comme censure, ou du moins comme faisant le jeu de la censure.

La porte-parole de Twitter a d'ailleurs reconnu que les algorithmes utilisés pour mieux identifier et neutraliser les utilisateurs au comportement abusif n'étaient pas sûrs à cent pour cent que des *tweets* immondes pourraient se jouer des filtres tandis que d'autres, inoffensifs, pourraient être indument exclus.

Lorsque le site avait annoncé son recours aux *time-out* à la mi-février, un chroniqueur de *Forbes* avait estimé qu'il « nous fait évoluer vers la fin de la liberté d'expression », lui reprochant de ne pas dévoiler quels types de mots ou de formules déclenchaient les suspensions et ne pas avoir prévu de bouton

Lorsque Twitter a cherché un acquéreur, aucun n'a voulu conclure, apparemment à cause de la perception que le site est devenu un haut-lieu des discours de haine

permettant aux utilisateurs s'estimant écartés injustement (par exemple suite à une mauvaise interprétation du contexte) de faire appel. On comprend que Twitter n'ait pas envie de révéler avec précision les critères sémantiques ou autres qu'il met en œuvre pour identifier ses *trolls*. D'un autre côté, avec le rôle de charnière entre monde politique et médias qu'il assume désormais, c'est bel et bien une fonction d'agora universelle en temps réel qui lui revient, et avec elle des responsabilités qu'on identifierait sans doute, de ce côté de l'Atlantique, comme relevant du « service public ».

Zu Gast

Digitalisierung: Angst vor der Zukunft ist keine Lösung!

Taina Bofferding

Der Begriff „Digitalisierung“ geistert derzeit durch die Medien und die Wirtschaftswelt wie kaum ein anderer und hinterlässt bei vielen mehr Fragen als Antworten. Die Digitalisierung ist aber keine Zukunftsmusik, wir befinden uns bereits mittendrin – in einer neuen industriellen Revolution. Deren Ausgang ist nur schwer einzuschätzen, gewiss ist aber, dass – um es einfach auszudrücken – alles, was digitalisiert werden kann, auch digitalisiert und automatisiert werden wird.

Veränderungen in der Arbeitswelt sind demnach unausweichlich: Manche Jobs werden wegfallen, andere, neue Jobs werden entstehen. Wobei Erstere womöglich in der Mehrheit sein werden. Aber auch die Arbeitsweise wird sich verändern, und deshalb darf die Diskussion um die Digitalisierung nicht nur auf die technologische Entwicklung begrenzt werden. Eine beschäftigungs- und sozialpolitische Begleitung ist notwendig.

Taina Bofferding ist Abgeordnete der Luxemburger Sozialistischen Arbeiterpartei

Ein sicherer Job, eine gerechte Bezahlung und gute Zukunftsperspektiven sind seit jeher eine Herzensangelegenheit für uns Sozialisten. Die Digitalisierung der Arbeit muss genutzt werden, um Arbeitsbedingungen zu verbessern.

Um sicherzustellen, dass die Technik dem Menschen dient und nicht umgekehrt, brauchen wir Regeln, wobei besonders das Mitbestimmungsrecht des Beschäftigten über seine Arbeitszeit gewahrt werden muss. Der Gefahr der Auflösung der Grenzen zwischen Arbeit und Privatem muss durch Regelung von Ansprüchen der „Nicht-Erreichbarkeit“ entgegengewirkt werden. Höhere Anforderungen an die Qualifizierung der Beschäftigten erfordern ein Recht auf Weiterbildung. Auch die Rahmenbedingungen für Gesundheitsschutz und Wohlbefinden am Arbeitsplatz müssen dem Arbeitswandel angepasst werden.

Der Anstoß von LSAP-Präsident Claude Haagen und Wirtschaftsminister Etienne Schneider zur Arbeitszeitverkürzung war demnach sinnvoll. Anstatt dass dieses Thema sofort und diskussionslos regelrecht abgeschossen wird, sollten sich Politik und Sozialpartner an einen Tisch setzen, um der zwangsläufigen Infragestellung der starren Auslegung der Arbeitszeiten durch die arbeitssparende Digitalisierung vorzugreifen. Sonst werden wir die einmalige Chance verpassen, den Wandel mitzugestalten und gesellschaftlich fair auszurichten.

Denkanstöße zu diesem Thema gab jüngst das EU-Parlament, das sich mit den Folgen der künstlichen Intelligenz in der Arbeitswelt beschäftigt hat. Die Sozialistin Mady Delvaux brachte diesbezüglich in einem entsprechenden Bericht eine Steuer auf Roboter ins Gespräch. Nicht nur der französische Präsidentschaftskandidat Benoît Hamon teilt diese Auffassung. Auch Bill Gates spricht sich für eine Robotersteuer aus, weil dadurch neue Einnahmen für neue Arbeitsplätze geschaffen werden könnten, etwa im sozialem Bereich. Das EU-Parlament hat zwar Regeln für Roboter gefordert, sich allerdings deutlich gegen eine Robotersteuer ausgesprochen. Die Mitte-Rechts-Koalition hat es aber abgelehnt, „die potenziellen negativen Effekte auf den Beschäftigungsbereich stärker zu thematisieren“.

Diesen wohl nicht folgenlosen Fehler dürfen wir auf nationaler Ebene nicht wiederholen. Bei der Diskussion um sozialpolitische Herausforderungen und Lösungsansätze halten sich die Konservativen allerdings auch hier im Land bedeckt und fordern stattdessen einen Zukunftstisch, obwohl die Regierung mit der Rifkin-Studie wohl die größte Zukunftsdebatte angestoßen hat, die es je in unserem Land gab. Statt einem politisch kalkülierten Schüren von Ängsten (etwa im Zusammenhang mit dem hypothetischen Szenario eines 1,1-Millionen-Einwohner-Staates) brauchen wir gute, langfristige Lösungen. Der digitale Wandel ist nicht aufhaltbar, der Weg dieser Entwicklung aber sehr wohl gestaltbar!



Marja-Leena Junker et Luc Schiltz éclatant de rire, durant les dernières répétitions de *Les Justes*, ce mercredi. La pièce-maîtresse de Camus, créée en 1949 et qui est jouée partout depuis lors, est un bon moyen, pour l'ancienne maîtresse du Centaure, qui, heureusement, ne s'est pas complètement mise à la retraite (elle continue le théâtre en jouant ou en mettant en scène, comme ici), de réfléchir au terrorisme, à son idéologie et à ses victimes. Camus raconte l'attentat, en 1905 à Moscou, du grand-duc Serge par les combattants socialistes révolutionnaires. Ivan Kaliayev, joué ici par Luc Schiltz, en fut l'exécutant. Avec lui sur la minuscule scène du Centaure : Brigitte Urhausen, Hervé Sogne, Sophie Langevin, Mathieu Moro, Franck Sasonoff, Jérôme Varanfrain et Francesco Mormino. Première ce soir, vendredi 3 mars ; la pièce sera jouée jusqu'au 19 mars au Dierfgen, avant de partir en tournée (theatercentaure.lu). jh



Sven Becker

tablo

Musiques

Délires sonores

Les Rotondes convient ce mardi 7 mars les Québécois d'Avec Le Soleil Sortant De Sa Bouche. L'exubérant quartet formé en 2011 vient de sortir son deuxième album il y a peu sur Constellation, le sobrement intitulé *Pas Pire Pop, I love you so much*. Ce goût si affiché pour la démesure se retrouve évidemment sur leur postrock tout aussi éclaté du bulbe. Les chants sont des mantras uniquement composés d'onomatopées tandis que les rythmes tribaux puisent dans une phraséologie tant funk que berbère. Ces éléments se concassent dans un bateau ivre passablement *free*, mais aussi hypnotique que fascinant par cette aptitude à jouer si près du gouffre sans perdre l'équilibre forcément précaire. Faut-il préciser que les Montréalais sont précédés d'une flatteuse réputation scénique où leurs digressions *afrokraut* s'essaient contagieusement ? La première partie sera assurée par Cyclorama. da

Élitisme suave et sauvage

Stabil Elite convolera mercredi 8 mars au Gudde Wëllen. La formation allemande se pourfend depuis ses débuts d'une relecture distancée et ambivalente de la *Neue Deutsche Welle*. Deux disques, *Douze Pouze* en 2012 et le récent *Spumante*, dévoilent un univers fortement référencé, pince-sans-rire, évoquant avec bienveillance mais sourire en coin Trio, Spliff ou encore Falco. Quant au cahier de charges musical, les synthés un peu *cheap*, des vocaux désabusés juste ce qu'il faut ainsi que des rythmiques empruntant au funk blanc font qu'il soit respecté. da

Art contemporain

L'avenir du travail

Quand commence le travail et où se termine-t-il ? Alors qu'on parle de réduction du temps de travail (voir p. 10) et de la concurrence que les robots risquent de faire à l'humain, beaucoup de cols blancs regardent les artistes de haut, comme d'éternels fainéants bohèmes qui passent leur temps à glander. *Que nenni, l'art, c'est du boulot !* rétorquent la directrice des centres d'art de Dudelange Danielle Igniti et le galeriste belge Jacques Cerami, avec l'exposition *Hard work*, dont ils sont les deux co-curateurs, et qui aura lieu dans les deux espaces d'exposition de la Ville de Dudelange. « Travailler dans la culture est bien un travail », écrit ainsi Danielle Igniti dans sa note d'intention, « Et un travail dur ». Car imposer l'art contemporain dans une région ouvrière où le travail vient à manquer, comme le sont Dudelange et Charleroi, la ville de Cerami, ce n'est pas de tout repos, affirme-t-elle. Pour soutenir leur thèse que l'art, c'est du boulot (et le travail, c'est la santé...), ils ont sélectionné des œuvres de sept artistes contemporains qui se consacrent au thème, dont Vincen Beeckmann, déjà venu à Dudelange, et Ronny Delrue, récemment vu chez Krome (vernissage demain, samedi 4 mars, à partir de 11h30 ; jusqu'au 13 avril). jh



Théâtre



Le festival DT Berlin

Comme au Luxembourg, il semble impossible de coordonner les événements culturels, tout tombe toujours au même moment. Comme le LuxFilmFest et la venue, la semaine prochaine, du Deutsches Theater Berlin au Grand Théâtre, pour la présentation de trois de ses récentes productions. C'est, comme chaque année, d'un véritable événement qu'il s'agit, parce que, en règle générale, les mises en scène du DT Berlin sont d'une inventivité, d'une radicalité et d'un niveau de jeu qui vous transcendent. Après le grand classique *Nathan der Weise*, de Lessing, en ouverture (les 7 et 8 mars), on pourra découvrir deux pièces contemporaines d'auteurs acclamés. *Der Herzfresser* (photo du bas, Arno Declair) est la nouvelle pièce de l'Autrichien Ferdinand Schmalz (dont Anne Simon a monté *Dosenfleisch* au TNL), avec e.a. l'excellent Thorsten Hieber (le 9 mars). Puis, en dernier, *Terror* de Ferdinand von Schirach (photo du haut, Arno Declair), qui transforme le public en jury (les 10 et 11 mars ; www.theatres.lu). jh

Politique

La fin de l'amour...

...comme thème central de la candidature d'Esch-sur-Alzette pour devenir capitale européenne de la culture en 2022 a été officiellement annoncée dans une interview des coordinateurs Andreas Wagner et Janina Strötgen, dans l'hebdomadaire *Woxx* de vendredi dernier, 24 février. Le nouveau slogan, tout aussi quelconque, est *Remix Center* – parce que la région Sud mélangerait depuis toujours les populations. Mouais... jh

Mariage d'amour

Dès l'arrivée du jeune chef d'orchestre espagnol Gustavo Gimeno à la direction artistique de l'OPL, en 2015, les échos aussi bien de la part des musiciens que du public furent excellents. L'annonce, tombée hier, jeudi 2 mars, que le contrat qui le lie à la Philharmonie sera prolongé jusqu'en 2022 est donc une excellente nouvelle, saluée par tous les intéressés, y compris le ministre de la Culture Xavier Bettel (DP). jh

Partir le cœur léger

Lui, par contre, ne prolonge plus : Frank Hoffmann, metteur en scène et directeur du Théâtre national, vient d'annoncer qu'il ne désire plus de nouveau mandat de directeur des Ruhrfestspiele Recklinghausen après 2018, un poste qu'il occupe depuis 2004. Ayant été appelé au secours à un moment où le nombre de visiteurs chutait, son grand mérite est de l'avoir quadruplé, à 80 000 personnes. jh

Export

Amitiés artistiques

Grande semaine pour le Luxembourg artistique à Salzbourg que la prochaine, avec deux vernissages. Au Mirabellgarten, l'ambassadeur et peintre Hubert Wurth inaugurera son exposition *Baustellen der Malerei* (qui pourrait être vue comme son retour à l'art, après la fin prochaine de son mandat de diplomate). Ses dernières œuvres se tournent vers la technique du collage. En parallèle sera inauguré, le 8 mars au Kunst im Traklhaus, l'exposition *Salzburg-Luxemburg*, quatrième du nom, dont notre collaborateur Lucien Kayser est à nouveau le curateur pour les artistes luxembourgeois, Dietgart Grimmer ayant choisi les artistes autrichiens (Julia Rohn et Antoinette Zwirchmayr). Les M+M, le duo David Brognon et Stéphanie Rollin (photo extraite de leur série de photographies : Frederic Chopin) et Eric Chenal sont de la partie. Le 22 mars, l'exposition viendra aussi au Luxembourg, à savoir au Ratskeller du Cercle-Cité. jh



Land-Art



Rire jaune

En parallèle à son exposition monographique au centre d'art Nei Liicht à Dudelange (voir *d'Land* 07/17), le photographe et graphiste luxembourgeois qui vit et travaille à Bruxelles Daniel Wagener a bricolé son installation *Images éoliennes* pour la *Cecil's Box* du Cercle Cité (photo : TPC). Alors qu'il nous a habitués à des images calmes et dépeuplées, où l'espace public ne porte que la trace de l'existence humaine, cette installation multimédia surprend en étant tout le contraire : bidouillée, elle est cinétique et consacrée aux mouvements de masse humains. Un sèche-cheveux souffle sur des éoliennes faite de boules de Noël coupées en deux ; ces mêmes éoliennes, par leur énergie, ouvrent le flux d'images sur les vieux téléviseurs, des images de défilés militaires ou de natation synchronisée. Mais en fait, à y regarder de plus près, on y retrouve tout l'esprit de Daniel Wagener : un côté ludique, un humour décalé, un regard en biais. Comme pour son intervention d'artiste, que le *Land* offre à ses lecteurs avec le numéro de cette semaine : *Palmier, aplats jaunes, B.A.T.* (en page 17) est une création originale, une respiration dans une actualité tendue (plus d'informations sur l'artiste : <http://danielwagener.org>). jh

Théâtre

« Cynics are realists surrounded by idiots »

josée hansen

Il porte un pantalon jaune clair et une chemise vert pastel. Il faut toujours se méfier des hommes qui font autant de fantaisies devant le miroir le matin. Neal est tout ce qu'il y a de plus ringard. À presque quarante ans, ce jeune médecin, chef des urgences d'un hôpital public sous-financé et sous-équipé, plie sous le poids de la responsabilité, à tel point qu'il a l'impression de ne plus avoir de vie. Lui et sa copine Rachel, docteure elle aussi, ne se parlent plus guère, faute de temps. Depuis trois semaines, ils ne communiquent plus que par post-its ou par messages électroniques. Débarque alors Richie, leur ami de jeunesse, qui est l'exact opposé de Neal. Cela se voit déjà à son accoutrement : Richie porte un pantalon de combat, des rangers, un marcel noir et une chemise à grand motifs. Là où Neal est coincé dans sa vie professionnelle et hypocondriaque anxieux en privé, Richie semble si libre de faire ce qui lui chante. Il se dit journaliste free-lance qui voyagerait autour de la planète pour écrire les plus belles histoires pour les grands médias. Mais au fil du temps, il s'avère qu'il se peut tout aussi bien qu'il soit simplement mythomane.

Neal, Rachel et Richie sont les trois personnages principaux de *Love and understanding* de l'auteur britannique Joe Penhall, que la metteure en scène luxembourgeoise Anne Simon vient de monter au Théâtre des Capucins. Le quatrième personnage de cette production maison, qui s'intègre dans la stratégie du directeur Tom Leick-Burns de développer le public anglophone des Théâtres de la Ville, est sans conteste l'impressionnant décor de Marie-Luce Theis : architecture élégante avec



Drôle de ménage à trois entre Neal (Nickel Bösenberg, à gauche), Rachel (Larisa Faber) et Richie (Owen Sharpe)

un petit côté désuet, il se décompose peu à peu, comme se décompose le couple de Neal et Rachel, des murs s'ouvrent, donnant à voir de nouveaux espaces, qui, avec un détail – un néon par exemple – se transforment en bar ou en restaurant.

Alors que Richie a débarqué à l'improviste chez ses vieux amis, où il compte bien taper l'incruste pour quelque temps, il s'avère rapidement que cet homme si non-conformiste fera fonction de deus ex machina, de révélateur de tout ce qui ne va pas dans la vie des deux médecins partageant le même stress – et un prêt hypothécaire –, mais plus grand-chose d'autre. Par contre Richie, lui, n'a rien : pas de soucis d'argent (il n'en a jamais), pas d'immobilier à gérer, pas d'emploi où il passerait « cent heures par semaine ». Plus de copine non-plus. En fait, il se réfugie chez Neal et Rachel, qui lui semblent un couple idéal et dont il admire la stabilité.



Love and understanding, qui fait référence à la chanson éponyme de Cher devenue un hit planétaire en 1991, a été écrit avant Facebook et Twitter, avant Tinder et Meetics, lorsque les gens allaient encore dans des bars pour se parler. Alors qu'on n'évoquait pas encore les *Millennials* ou la *Génération Y*, Penhall (qui avait trente ans quand il a écrit la pièce, en 1997) y pose les questions qui hantent tous les trentenaires : la carrière vaut-elle de s'auto-exploiter ou de se faire exploiter jusqu'au *burnout* ou vaut-il mieux vivre en liberté, en abandonnant un peu de son bien-être matériel pour passer une journée à se saouler au bord de l'eau ?

Comme à son habitude, Anne Simon fait de la pièce (dont le texte n'est pas plus brillant que ça) un spectacle dynamique, rythmé et plein d'idées visuelles. Ainsi, cette fille de cinéphiles allie l'abstraction du théâtre avec le réalisme du



cinéma, commençant la pièce avec une coulisse sonore imposante d'avions qui atterrissent ou décollent au-dessus de la maison de Rachel et Neal, travaillant avec des coupes et des noirs, pour un montage rapide de quelques scènes qui introduisent les figures – Neal et Richie, leurs retrouvailles, leurs différences. Seulement après quelques-unes de ces saynètes, les acteurs auront du temps pour développer leurs dialogues. Ailleurs, pour amplifier le sentiment de non-communication, elle les fait se parler sans se regarder, sans même se voir, à des endroits différents.

Mais ce qui sauve vraiment la pièce du divertissement banal, c'est la performance d'Owen Sharpe, acteur irlandais qui a fait le voyage au Luxembourg pour ce rôle. Il incarne un Richie libre mais dangereux, voire junkie, parfois même *bordeline*, qui peut à tout moment deve-

Au Capucins, Anne Simon demande, avec Joe Penhall : la carrière vaut-elle de s'auto-exploiter jusqu'au burnout ou vaut-il mieux vivre libre ?

nir psychotique. Sa force physique n'a d'égal que sa folie. Son désir de Rachel, femme idéale car théoriquement inaccessible, l'amène à rompre sa loyauté envers un ami d'enfance. Entre lui et Neal (Nickel Bösenberg, un peu pâle dans ce rôle), Larisa Faber, parfaite avec son côté *stiff upper lip* au début, se lâche peu à peu pour ensuite incarner une Rachel à la recherche du bonheur – ou au moins d'un peu de beauté dans sa vie.

Le titre est une citation extraite de la pièce.

Love and understanding de Joe Penhall, mise en scène : Anne Simon, assistée de Tom Dockal : scénographie : Marie-Luce Theis ; avec : Nickel Bösenberg, Larisa Faber et Owen Sharpe ; prochaines représentations ce soir, vendredi 3, et demain, samedi 4 mars à 20 heures au Théâtre des Capucins ; www.theatres.lu.

Theater

Medea ist keine Luxemburgerin

Anina Valle Thiele

„Duerch d'Erliewe vum Mythe gött de Mënsch eréischt Mënsch“ – vier griechische Mythen proben ihr Potenzial für die Menschwerdung im heutigen Luxemburg. Ian De Toffoli, Nico Helminger, Olivier Garofalo und Jeff Schinker haben eigens für *Oh du do uewen, deem seng Hand...* vier Einakter geschrieben, die klassische Geschichten der griechischen Mythologie ins Jetzt übertragen. (Edipus, Medea, Phedra oder Theseus kommen so im Luxemburger Kontext neu auf die Bühne. In ihrem Herangehen waren die Autoren frei. Einzige Vorgabe: Sie sollten sich von den Figuren der griechischen Mythologie inspiriere lassen.

„Die Stücke haben thematisch alle ein Echo in der Gesellschaft“, so Regisseur Thierry Mousset. „Sie arbeiten alle mit den Referenzen unserer Welt.“ Wie *Lëtzebuergesch* sind die vier Stücke, wie universell ihre Aussagen? „Wenn es nicht Luxemburg ist, befinden wir uns trotzdem noch in Westeuropa“, ist sich Dramaturgin Claire Wagener sicher. Bei *Medea* etwa stelle sich die Frage, ob und wie man dazu gehören kann – das passe sehr gut zu Luxemburg. „Ich glaube, das Wichtigste war, dass wir diese Geschichten einmal in unserer Sprache erzählen. Dadurch entstehen wieder neue Bezüge“, meint Wagener.

Thierry Mousset, 1992 in Luxemburg geboren, lebt in Berlin und hat dort in den vergangenen Jahren vor allem mit Thorsten Lensing¹ zusammengearbeitet. In der Saison 2017/2018 verließ der Fonds culturel national (Focuna) Mousset, der unter anderem Sciences Po in Paris und Cambridge studiert hat, für seine Partnerschaft mit Lensing in Berlin und für seine neue Kreation, eine Ko-Produktion mit den Théâtres de la Ville de Luxembourg, das Stipendium für aufstrebende Regisseure. Mit erst 21 Jahren hat Mousset bereits Wedekinds *Frühlingserwachen* im Palais de l'Europe in Menton inszeniert. Sein nächster großer Plan? David Foster Wallaces' *Infini Jest*, ebenfalls in Zusammenarbeit mit Lensing, das 2018 in den Sofiensälen in Berlin Premiere feiern wird und dann auf Tour geht. Ein großes Vorhaben! Doch zunächst bringt er den der Antike entliehenen Stoff auf die Bühne des Kasemattentheaters. Es sind vier Luxemburger Schauspieler, die die kleine Bühne mit ihrem Schauspiel ausfüllen werden – auf ihre Art und ohne eine stark lenkende Regie.

Ein dadaistisches Selbsterfahrungsexperiment, wie Mousset es 2014 mit *Die Torte* erprobte, ist nicht dabei herausgekommen. Trotzdem beharrt Mousset auf seiner Vorstellung von einer freien Regie. Sein Credo: Jeder Schauspieler soll sein Schauspiel entfalten, die Figur weiterentwickeln und ein eigenes Textverständnis einbringen. „Es geht für mich im Grunde darum, mich selbst abzuschaufen, das heißt, die Regieautorität“, erklärt Mousset. „Es ist eher eine begleitende Regie. Irgendwann übernehmen die Schauspieler selbst“, unterstreicht auch Claire Wagener, die bereits 2015 im Rahmen von *Totentänze* mit Mousset zusammengearbeitet hat. „Mein Job als Dramaturgin ist ein bisschen wie der einer Verlegerin. Man schaut, ob es rhythmisch funktioniert.“

Die Initiative für *Oh, du do uewen, deem seng Hand* kam vom Kasemattentheater selbst. Nach *Furcht und Wohlstand des Luxemburger Landes* (2015) bestand die Idee fort, Situationen zu dramatisieren, in denen ein Konflikt im Zentrum steht. Die Ursprungsidee, mit Autoren vor Ort in Luxemburgisch und im heutigen Kontext zu arbeiten, ist jedoch geblieben.

„Ich glaube, es ist wichtig, dass Theater aus sich selbst entstehen kann.“ Ein Gespräch mit Jungregisseur Thierry Mousset

Wie Schauspielergruppen vergangener Zeiten bauen die Schauspieler für das Stück ihre eigene Bühne. „Im festen Bühnenbild, das an ein Triptychon erinnert, spielen alle Situationen – und wenn's fertig ist, wird es zugeklappt und das Stück kann woanders gespielt werden“, erzählt Mousset. – So sei es leicht, auf Tournee zu gehen. Die Schauspieler sorgen selbst für Belichtung und Musik. Es brauche vier Leute, sonst nichts.

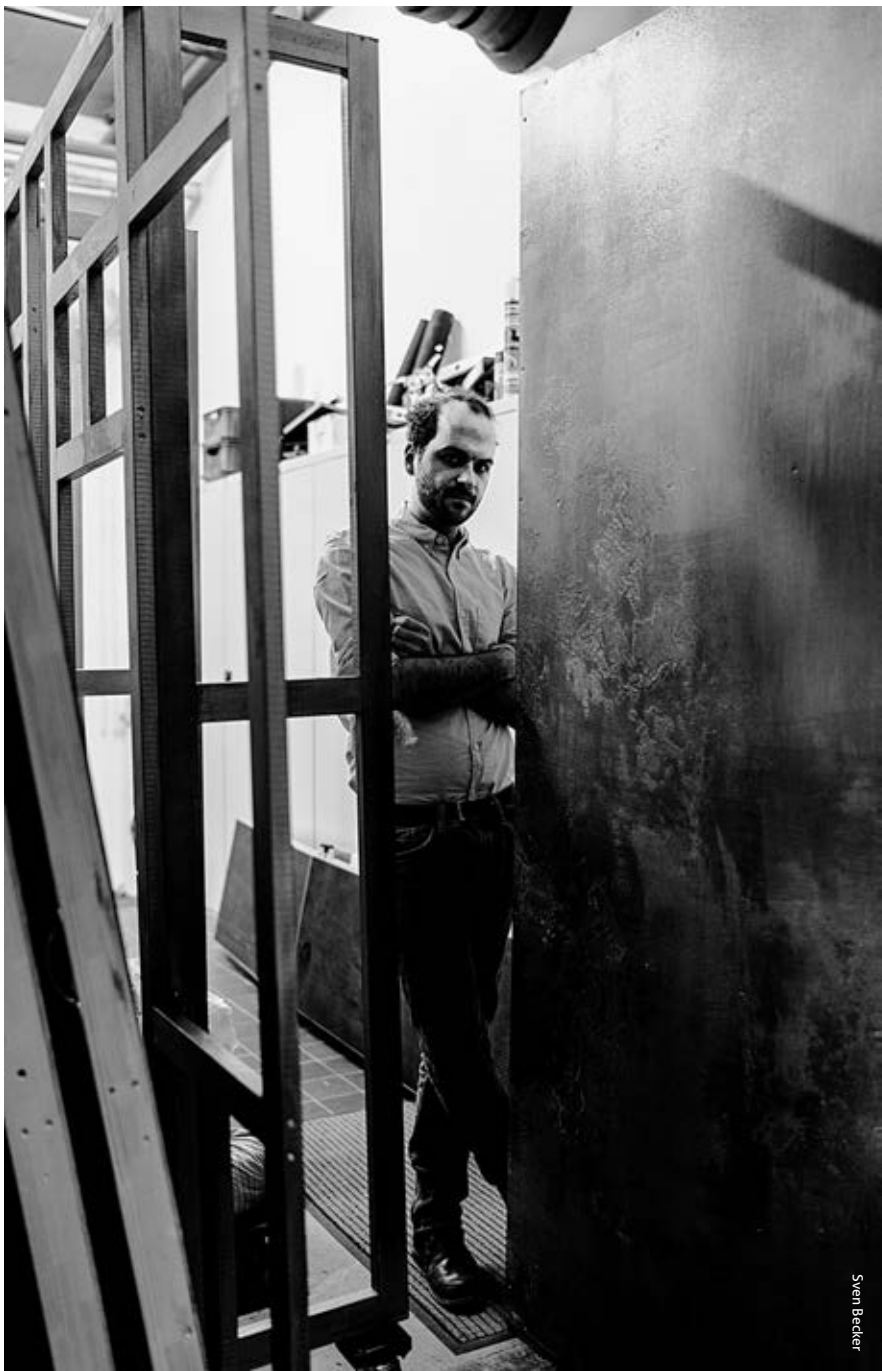
Theater sei eine Erfahrungs- und Erkenntnismöglichkeit für sich selbst. „Erst durch das Spielen kann man Dinge verstehen. Ich glaube, es ist wichtig, dass Theater aus sich selbst entstehen kann“, beharrt Mousset. So hat das Schauspiel *Aricia* von Nico Helminger fast etwas Puristisches. Der Geschäftsmann Ted Heuss führt ein gelangweiltes Leben in Wohlstand mit der Schauspielerin Fee Dragman, hinter deren Fassade sich die mythische Figur „Phedra“ verbirgt, die sich – unglücklich verliebt in ihren Stiefsohn Hippolytus – irgendwann in den Tod stürzen wird. In Nico Helmingers sprachlich derbem Text ist „Hippo“ (gespielt von Pitt Simon) ein cooler DJ, der lieber mit dem Dienstmädchen Aricia (Eugénie Anselin) rummacht, indes Fee Dragman (Nora König) sich von ihrem Ehemann (Raoul Schlechter) verhöhnen lässt. „Heiansdo hunn ech den Androck, du liefs net an der Welt, mee an engem Cocktailglas.“ Nora König, geübt in der Verkörperung griechischer Göttinnen (etwa 2015 die *Pentesilea* im TNL), spuckt verachtungsvoll ihren Hass auf die Welt heraus: „Léifft, e ranzegt Gefill!“, während Pitt Simon über Eugénie Anselin herfällt und die beiden vor der Kamera ihr Liebesglück zelebrieren.

In *Medea* von Ian De Toffoli inszeniert Mousset Nora König und Eugénie Anselin als lesbisches Ehepaar, das kurz vor der Trennung steht. – Ein starker Text, den die beiden Schauspielerinnen mit Verve verkörpern. Gebannt folgt man dem Schauspiel der beiden, die sich einst geliebt haben und nun entzweien. Medea, die ewig Fremde, ist nach Jahren noch immer nicht heimisch in Luxemburg. „Jaye“ aka Jason wird sie verlassen. Der Dialog von De Toffoli skizziert eine klassische Paarbeziehung. Der Wunsch, der Einsamkeit durch Zugehörigkeit zu entkommen, bestimmt seinen Einakter: „Medea, ech wëll net anescht liewen, ech wëll net spuersam sinn, kuck wéi d'Leit et hunn, an dësem Land, ech sinn hei doheem, ech hunn och e Recht do drop, ech wëll dozougheieren.“

Wie politisch ist das Ganze? „Theater ist nie subversiv. Der Drang, Theater krampfhaft politisieren zu wollen, bringt nichts“, erläutert Mousset seine Haltung, allerdings dürfe es auch nicht in „Privatismen“ enden. Wie das geht? „Das Theater muss neue Regeln für sich erfinden“, beharrt er und ertappt sich dabei, wie er wie Olivier Garofalo in seiner *Rede vom Theater* klingt. Doch während für Garofalo Theater ein „moralischer Kompass“ ist und ein Ort, an dem das politische und soziale Selbstverständnis einer Gesellschaft überprüft wird, weist Mousset diese Art der Politisierung weit von sich. Ihn interessiert das pure Schauspiel, die Bühne als Selbsterfahrungsort. Dem stimmt Wagener zu: Es ginge darum, „sich einen Raum zu geben, in dem es auf das ankommt, was uns als Menschen angeht!“

„Der größte Feind des Theaters ist doch das Theater selbst! Man darf auf keinen Fall zu sehr in diesen Theaterbetrieb geraten“, grenzt Mousset sich von den Altvorderen ab. Wichtig sei, dass man nicht in einem zu kleinen Kreis arbeite. Deshalb hat Mousset gemeinsam mit Kollegen 2015 das Bonobo Kollektiv gegründet. „Erst im Gespräch mit anderen bekommt man doch unterschiedliche Perspektiven“, betont auch Claire Wagener.

Ob *Oh du do uewen, deem seng Hand* neue, aber dennoch beständige Perspektiven aus dem Rekurs auf Ausgangsmythen des europäischen Theaters bietet? Der dezent avantgardistische Anspruch hat mit der Auswahl der alles andere als unbekannten Autoren und Schauspieler beste Ausgangsbedingungen.



Thierry Mousset

¹Thorsten Lensings' Inszenierungen entstehen seit 1994 als freie Produktionen in Ko-Produktion u. a. mit Sophiensäle Berlin, Forum Freies Theater (FFT) Düsseldorf, Kampnagel Hamburg oder dem Grand Théâtre de Luxembourg.

Oh du do uewen... wird gespielt am 3., 6., 9., 11., 14. und 17. März 2017 um 20h im Kasemattentheater; www.kasemattentheater.lu. Weitere Vorstellungen im Januar 2018 im Escher Theater sowie im Februar 2018 im Kinneksbond in Mamer.

Luxembourg City Film Festival

« I can't be a pessimist because I am alive »

josée hansen

Il y a deux semaines, le réalisateur Raoul Peck dévoilait à la *Berlinale* son dernier film, *Le jeune Karl Marx*, dans lequel la Luxembourgeoise Vicky Krieps incarne l'épouse de Marx, Jenny (voir *d'Land* 07/17). La critique fut mitigée. Mais ces mêmes critiques étaient aussi unanimes à se référer au documentaire du même Peck qui est sorti peu avant aux États-Unis : *I am not your negro*, un documentaire sur la lutte pour l'égalité des Afro-Américains, se basant sur les écrits de James Baldwin, mort il y a trente ans, et qui explique l'histoire récente jusqu'au *Black lives matter* actuel, vu à travers le prisme de la lutte contre la ségrégation raciale. Le film serait, écrivait le *New York Times*, « life-altering ». Il sera un des points forts de l'édition 2017 du Luxembourg City Film Festival, septième du genre conçu par la même équipe autour de Gladys Lazareff (et qui a changé de nom en cours de route). Le festival a été ouvert hier soir, jeudi 2 mars, par le Premier ministre, ministre de la Culture et des Médias Xavier Bettel (DP), une ribambelle d'autres dignitaires libéraux, des professionnels du cinéma et une projection du film grand public de Mick Jackson sur le négationnisme, *Denial*.



La cinéaste Bady Minck sur le tournage de *Mappamundi*, en 2010 à Ettelbruck

La grande question que se posent tous les cinéphiles à mi-temps que sont les 20 000 personnes assistant chaque année à ce festival co-financé par l'État et la Ville (à 300 000 euros chacun, auxquels s'ajoutent plus de 400 000 euros en sponsoring en nature ou services) est celle du choix : que va-t-on voir et au détriment de quoi ? Il y a par exemple une programmation pléthorique de films pour enfants à partir de trois ans et jusqu'aux adolescents, programmation qui attire toujours avant tout un public scolaire. Il y a aussi, pour la première fois cette année, un pavillon de réalité virtuelle, si chère au Film Fund, qu'on pourra visiter durant toute la durée du festival, à l'aquarium du Casino Luxembourg. Les films s'y regardent dans les casques de VR, et le week-end prochain, les 9, 10 et 11 mars, des professionnels s'y retrouveront pour discuter du potentiel et des défis du cinéma interactif et immersif. Workshops, *masterclasses*, rencontres avec les professionnels et soirées festives s'enchaîneront sous le chapiteau érigé, comme l'année dernière, place de la Constitution, et qui fera à nouveau fonction de quartier général. On pourra, aussi, assister à la séance littéraire avec l'auteur américain Douglas Kennedy ou à la *masterclass* de l'acteur Ray Liotta (*Goodfellas*, Martin Scorsese, 1990, que la Cinémathèque remontrera pour l'occasion), venant présenter son dernier film, *Sticky Notes* (Amanda Sharp). Voilà pour le côté glamour, peut-être un peu moins clinquant que l'année dernière, avec notamment des jurys internationaux moins connus.

Mais en réalité, l'essentiel d'un festival de cinéma, ce sont les films. Et là, on s'attend à pouvoir se fier les yeux fermés aux programmeurs – qui sont ici un comité collégial de professionnels autochtones du cinéma (en gros de l'ancienne équipe d'Utopia, du CNA, de la Cinémathèque, plus le noyau dur de l'équipe du festival). Or, on a comme l'impression que ces sélectionneurs, pour passionnés qu'ils soient, s'éparpillent un peu, perdent des yeux une ligne de programmation claire. Peut-être parce qu'ils doivent servir les officiels avec des films grand public, servir la scène autochtone en programmant un maximum de *films made in Luxembourg*, servir des sponsors avec des films légers choisis pour leurs clients et servir les cinéphiles avec des recherches esthétiques innovantes ou des documentaires pertinents.

C'est avant tout vers les documentaires qu'on a envie de se tourner cette année, qu'ils soient en compétition (sept films en tout), en sélection officielle hors compétition (18 films, dont trois documentaires) ou prévus pour un événement hors les murs dans les



I am not your negro de Raoul Peck, un des points forts de l'édition 2017

institutions culturelles de la capitale. À côté de *I am not your negro* sont en compétition : *Forever pure* de Maya Zinshten, qui parle de la véritable guerre qu'a déclenchée l'engagement, par le nouveau propriétaire du club de football ultraorthodoxe Beitar Jerusalem, de deux joueurs tchéchènes, musulmans de surcroît. Même les enfants les interpellent avec des slogans haineux dans les stades, le club se brisa dans cette querelle. Détail intéressant pour le public luxembourgeois : ce propriétaire était Arcadi Gaydamak, milliardaire d'origine russe à la réputation sulfureuse – il était au centre de l'Angolagate –, que les affaires menèrent aussi au grand-duché. *Machines* de Rahul Jain plonge au cœur de l'industrie textile en Inde ; *Rat film* de Theo Anthony dresse le portrait de Baltimore, USA, à travers son invasion par les rats. *The good postman* de Tonislav Hristov raconte les efforts d'un vieux facteur en Bulgarie qui tente de repeupler son village déserté avec des réfugiés syriens, entre réticences et espoir. *Tower* de Keith Maitland est probablement le documentaire le plus novateur côté forme, mêlant films d'archives et séquences dessinées pour raconter la première attaque par un sniper sur un campus universitaire, en 1966 au Texas (faisant seize morts). *Tutti a casa – Power to the people* de Lise Birk Pedersen essaie de comprendre le populisme en politique à travers le mouvement des Cinque Stelle en Italie. À recommander aussi, hors compétition, *Les sauteurs – Those who jump* de Moritz Siebert, Estephan Wagner et Abou Baka Sidibé, sur les réfugiés africains qui essaient de passer en Europe en montant au-dessus des clôtures qui entourent l'enclave espagnole de Melilla, au Nord du Maroc. L'un d'entre eux, le Malien Abou Bakar Sidibé, qui a tenté durant un an à passer, a filmé une partie de l'œuvre, ce qui lui profère un regard subjectif assez unique. À voir aussi *Be right back*, un documentaire de Maura Axelrod sur l'artiste italien Maurizio Cattelan, qui est en permanence entre provocation et dérision.

Mauvaise nouvelle pour les films luxembourgeois, produits ou coproduits au grand-duché et financés avec de l'argent public par le biais du Film Fund : Ni *Barrage* de Laura Schroeder, ni *Es war einmal in Deutschland* de Sam Gabarski, pourtant tous les deux sélectionnés à la Berlinale, n'ont trouvé grâce aux yeux des programmeurs. Ils sont tous enfermés dans une programmation parallèle, comme une table d'enfants qui ne doivent pas déranger les grandes personnes, avec entre



Him de l'artiste Maurizio Cattelan, en 2016 à la Monnaie de Paris

En essayant de faire le grand écart entre cinéma d'auteur et films populaires, le festival peine à trouver un profil

autres aussi le très attendu *Mappamundi* de Bady Minck (que Sundance avait jugé assez bon pour le montrer) ou le très inventif *Die Nacht der 1 000 Stunden* de Virgil Widrich, ainsi que la traditionnelle soirée des courts-métrages.

En compétition officielle, discipline-reine du festival, on voyage à travers l'histoire contemporaine faite de guerres, de violences, de corruption et de migrations en Suède (*Såmi Blood*, Amanda Kernell), en Chine (*I am not Madame Bovary*, Feng Xiaogang), aux États-Unis (*Dark Knight*, Tum Sutton ; *Transpecos*, Greg Kwedar ; *The Lost City of Z*, James Gray), au Québec (*Nelly*, Anne Émond) et en France (*Grave*, Julia Ducournau)... Mais aussi en Europe de l'Est (*Glory*, Kristina Grozeva et Petar Valchanov, Bulgarie ; *House of others*, Rusudan Glurjidze, Abkhazie), et on se demande sérieusement pourquoi ce festival ne cherche pas à collaborer avec le *Cineast*, qui s'est largement développé ces dernières années. Le film à ne pas rater dans cette sélection : *The other side of hope*, le nouveau Kaurismäki (Finlande), qui montre son pays et ses compatriotes vus par les yeux d'un réfugié syrien – hilarant, comme toujours chez ce maître de l'*understatement*, dont la mise en scène a été honorée d'un ours d'argent à la Berlinale.

Dimanche prochain, 12 mars, le festival se clôturera avec une avant-première du nouveau film de Terrence Mallick, *Song to song*, qui aligne les stars les plus bancables du moment (Ryan Gosling, Michael Fassbender, Natalie Portman, Cate Blanchett), avec, comme toujours, des images d'une beauté sidérante.

Le titre est une citation de James Baldwin.

Pour la programmation et toutes les informations pratiques : www.luxfilmfest.lu



Films made in Luxemburg

Bye Bye Nazi-Zeit

Martin Theobald

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Schlusssatz eines jeden Märchens, das mit dem berühmten „Es war einmal“ beginnt. Filme, die diesen Halbsatz im Titel tragen, wecken Erwartungen an Zeiten mit Hexe und Teufel. Kommt noch die Ortsangabe Deutschland hinzu, mag man nicht unbedingt ein Narrativ erwarten, das sich auf verschiedenen Ebenen den Geschichten von Selbstfindung, Neubestimmung und Weitermachen nach der moralischen und menschlichen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs widmet. Waren es dabei zunächst Helden- und Befreier-Stories, die bis in die Neunzigerjahre hinein dieses Metier bestimmten, wechselte die Perspektive dann auf die menschliche Sichtweise von Opfern und Tätern, Mitläufern und Widerstandskämpfern. Sam Garbarskis Samsa-Produktion *Es war einmal in Deutschland* vermag dabei keinen neuen Akzent zu setzen.

Der Film spielt in Frankfurt am Main des Jahres 1946: Der jüdische Kaufmann David Bermann will mit Freunden, die wie er knapp dem Tod im Konzentrationslager der Nazis entkommen sind, ein Geschäft aufziehen. Die selbsternannten Handelsvertreter schwatzen deutschen Hausfrauen Bett- und Tischwäsche auf. Mit dem Geld wollen die Männer Deutschland verlassen, um sich in Übersee eine neue Existenz aufzubauen und die Erlebnisse zu vergessen. Doch die US-amerikanische Offizierin Sara Simon hat sich Bermann an die Fersen gehaftet und versucht, dessen persönliche Geschichte des Überlebens zu durchleuchten. Am Ende wird alles gut, inklusive Post-Beischlaf-Szene. Auch das fand 1946 statt.

Der Film, der auf der Teilacher-Trilogie von Michel Bergmann basiert, möchte ein entzaubertes Bild des Nachkriegsdeutschlands zeichnen. Dies fällt historisch etwas schief aus, denn von der Sorge ums tägliche Überleben im heißen Sommer 1946 bleibt wenig übrig. Stattdessen verkaufen Handelsvertreter Wäsche für 1 000 Reichsmark. Die überzeichnete Darstellung mag eine Entzauberung der Nachkriegszeit bedeuten, die historisch etwas unglaublich ausfällt. Dennoch zeigt der Film, wie sich Scheinheiligkeit, Muff und Verdrängung ausbreiten, die die Restauration Westdeutschlands in den 1950-er-Jahre bestimmen werden und den Menschen eine Flucht aus Schuld und Tat anbieten. Damit ist der Moralität in diesem Film noch nicht genug. Garbarski möchte zudem geklärt wissen, wie man den Holocaust als Jude überleben und wie man mit dieser Biografie nach Kriegsende überhaupt in Deutschland – oder unter Deutschen – bleiben konnte, und ob es nicht erste Pflicht war, nach den Vereinigten Staaten oder ins damalige Palästina auszuwandern.

Die Frage des Überlebens ist schnell beantwortet: Humor. Dies haben schon Klassiker wie *La vita è bella* von Roberto Benigni (1997) aufgezeigt. Witz und Ironie als Überlebens- und Selbstbehauptungsmechanismus. Die Diskussion um Verbleib, Auswandern oder gar Rückkehr in das Land der Täter wird in einem kurzen Dialog zwischen der CIA-Agentin und Bermann abgehandelt. Beide Ansätze scheitern, was vor allen Dingen an Hauptdarsteller Moritz Bleibtreu liegt. Er taumelt wohlgenährt, gut gekleidet und humorlos durch die Szene. Schon in der luxemburgisch-österreichischen Ko-Produktion *Mein bester Feind* von Wolfgang Murnberger, die 2011 im Wettbewerb der Berlinale lief, zeigte er, dass die Rolle des Holocaust-Überlebenden ganz und gar nicht sein Metier ist. Bleibtreu wirkt wie ein in der Zeit verirrt Mario Barth. Schenkel- und Sprücheklopfen klappen, aber kein Humor und vor allen Dingen kein inneres Dilemma zwischen Überleben, Bleiben oder Gehen.

Das Motiv der weißen Wäsche oder weißen Weste kann nicht verhindern, dass der Film sich mit all den Ansätzen selbst überfordert. Es sind zu viele Fragen, zu viele Aufarbeitungen und vor allen Dingen zwei Geschichten, die jede für sich genommen trägt, zusammen abgehandelt jedoch sich gegenseitig an die Wand spielen: die Wäschehändler-Story auf der einen Seite und auf der anderen Seite die tragisch-komische Treppenwitz-Geschichte ums Holocaust-Überleben. Daraus macht Garbarski einen mutlosen und blassen Film, der selten provokante und aufwühlende Momente hat und sich selbst um die Chance bringt, tiefer in die Charaktere einzusteigen, Motive aufzuarbeiten, Verdrängungsmuster aufzuzeigen. Der Film ist handwerklich solide, routiniert, gut ausgestattet, wenn auch nicht immer authentisch. Dennoch ist der Film ein Beweis dafür, wie schwer sich deutsche Ko-Produktionen mit einer tragisch-komischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit tun, wie verkrampft sie sich geben in dem Bemühen, es allen unbedingt recht machen zu müssen und niemandem zu nahe treten zu wollen.

Im Kontrast zu *Es war einmal in Deutschland* ist derzeit *Die Blumen von gestern* in den Kinos. Chris Kraus schlägt im Gegensatz zu Garbarski eine forschere Gangart ein, nennt die Dinge beim Namen und lässt die Widersprüche aufeinanderprallen. So entfernt sich Kraus von den Vergangenheitsbewältigungsriten, in denen sich manch einer in Deutschland gemütlich eingerichtet hat.

Es war einmal in Deutschland. Luxemburg, Belgien, Deutschland: 2017. Regie: Sam Garbarski. Mit: Moritz Bleibtreu, Antje Traut, Mark Ivanir. 101 Minuten. Die luxemburgische Premiere des Films findet am 9. März im Rahmen des Luxembourg City Film Festival statt.



Jeanne Werner und Christian Kmiotek bei der Premiere des Filmes in Berlin

Exposition

L'art en quête d'espace public, et vice versa

Lucien Kayser

Il n'est pas inutile, dans la matière, de remonter au début des années 1990. À l'initiative d'un artiste belge, François Hers, furent créés à Paris *les Nouveaux Commanditaires*. Une initiative qui voulait rompre avec la procédure habituelle, d'un art imposé d'en haut dans l'espace public, et conséquemment (trop) souvent rejeté par les gens qui a priori devaient en bénéficier. Hers voulait, et veut toujours, puisque son association n'a fait que se développer, essaimer dans bon nombre de pays, que toute initiative d'un art prenant possession de l'espace public associe dès l'abord les citoyens. On évitera de cette sorte ce qui par chance a pu se faire à Esch-sur-Alzette, prévenir le commencement même de la réalisation du projet Heller.

Ce retour aux *Nouveaux Commanditaires*, il est revenu à l'esprit à la lecture de l'article de la consœur Michèle Sinner, vendredi dernier, concernant la place de l'Europe, au Kirchberg. La décision d'un ministre, la mission d'un projet général à un bureau danois, et les deux semblent au moins partager un enthousiasme cycliste, n'est-il pas prévu un atelier de réparation pour vélos ? Affaire d'homme politique, d'architecte et d'urbaniste, le public, nenni, pas plus que les artistes, et pourtant, même pour des *food trucks*, ou disons camions-restaurants, qui doivent avoir leur emplacement, la ville de Lille et l'artiste autrichien Erwin Wurm ont montré que la place François-Mitterrand avait tout gagné à la collaboration.

Les Nouveaux Commanditaires, ils étaient là également en toile de fond lors de la visite de l'exposition *Repères – L'état de l'art public au Luxembourg*, de l'AAPL (Association des artistes plasticiens du Luxembourg), dans les locaux du Luxembourg center for architecture. Une exposition dont la présidente Trixi Weis a sans doute raison de dire qu'elle vient à son heure, déjà bien tardive. Seulement, sa richesse, son foisonnement, voilà plutôt de quoi déconcerter le visiteur, du moins celui qui a du mal à se contenter des images, des maquettes, des documents. De Théo Kerg à Richard Serra, des vitraux du premier à la sculpture du rond-point du second, il y en a, une pléthore, à vous de vous débrouiller, on a tout sim-

De Théo Kerg à Richard Serra, une pléthore d'images, en oubliant les questionnements indispensables

plement oublié les questionnements, liés, aujourd'hui plus que jamais, plus que du temps des monuments et du *flop art*, une peinture par-ci, une sculpture par-là, pour la décoration, à l'art dans l'espace public (en se rendant compte que l'un et l'autre ont énormément changé). Peut-être que l'ouvrage qui doit être présenté le 12 avril prochain ira dans ce sens, il viendra tard, trop tard, l'exposition fermera trois jours après.

On va tenter quand même d'y mettre un peu d'ordre. Une introduction, si l'on veut, nous emmène aux États-Unis, avec le souvenir de Donald Thalacker, époux de Hely Heldenstein, lui était ingénieur en poste à Washington, soucieux de la relation entre art et architecture. Plus loin, deux murs confrontent avec des réalisations luxembourgeoises, sur l'un des photos venant des archives des Bâtiments publics, pour des œuvres qui datent de 1967 à 1997, sur l'autre des photos extraites du livre à paraître, avec des œuvres plus récentes. Faut-il opposer les deux, au moins la question mérite d'être posée, et il serait intéressant aussi de savoir s'il y a eu un changement,



Le *European Pentagon* de Bert Theis lors de son vernissage sur le toit du Bozar à Bruxelles, en mars 2005

et lequel peut-être, depuis la date du 30 juillet 1999 et la loi sur les commandes publiques. Le texte est passé ensemble avec ceux de l'artiste indépendant et de l'intermittent du spectacle, des modifications y ont été apportées en 2003 et en 2011 où notamment le montant qui avait été fixé au départ à un pour cent au moins et dix pour cent au plus, était ramené uniformément à 1,5 pour cent du coût de l'édifice. Le *Zukunftsapak* de 2014 plafonna le budget pour les interventions artistiques à 500 000.

Le visiteur qui se détachera de l'attrait des photographies, de telles réalisations plus largement documentées sur des tables, Kirps et Weis pour des lycées, Clemes et Thurm pour l'autoroute du nord, Feipel et Bechameil, il lui est conseillé vivement de prendre son temps à l'écoute de témoignages, dont celui de Marc Baum sur Esch justement et Heller, à la lecture de textes, en premier celui, inédit, de Bert Theis, sur iPad, il date de 2001, donnant ce qui aux yeux de l'artiste devaient être des arguments pour une nouvelle étape dans l'aménagement (artistique) du Kirchberg.

Ce que l'art dans l'espace public peut soulever comme interrogation, voire comme controverse, pour preuve le refus au départ de Joseph Beuys de participer à *Skulptur.Projekte*, de Munster, en 1977 ; il en est revenu plus tard, mais s'était quand même prononcé de façon radicale, en parlant de « pollution esthétique de l'environnement ». Et dans la matière, il y a ce qui n'est peut-être envisagé que de manière provisoire, temporaire, c'est autre chose encore que d'envisager un arrangement durable. C'est une chose que ce qu'une banque, quelque particulier, met devant son bâtiment, dans son jardin, c'est autre chose quand c'est la commune ou l'État qui prennent l'initiative. Rien de tout cela n'est évoqué, a fortiori éclairé dans l'exposition.

On a plus ou moins commencé par le Kirchberg, tourné autour. On va également conclure par là. Il paraît qu'il est envisagé aussi d'installer du côté sud de la place de l'Europe une estrade (en plein air ?), permettant de mettre en valeur un spectacle, des comédiens ou des musiciens. L'endroit, l'aurait-on

oublié, est bien venteux, et le pays n'est pas sans être exposé souvent à des averses. Cela dit, on a devant la Philharmonie le pavillon de Bert Theis, une journée de performances (de musique et de danse) y sera donnée le 8 avril, de 15 à 21 heures. À réfléchir dans la foulée à un *European Pentagon*, maintenant qu'il est ouvert pendant la durée de l'exposition, pris dans une programmation continue, d'installation sonore.

L'exposition *Repères – L'état de l'art public au Luxembourg*, organisée par l'AAPL (Association des artistes plasticiens, Luxembourg) dure jusqu'au 15 avril au Luca (Luxembourg center for architecture), rue de l'Acierie à Luxembourg ; ouvert du mardi au vendredi de 14 à 18 heures, le samedi de 11 à 15 heures ; entrée libre. Le 15 mars à 18 heures : présentation des œuvres d'art en espace public de Paul Kirps et du duo Martine Feipel / Jean Bechameil, suivie d'un débat. Le catalogue paraîtra en cours d'exposition et sera présenté le 12 avril avec une table-ronde. Pour plus d'informations : www.luca.lu et <http://aapl.lu>.

Fotografie

Choucha (un)covered

Boris Loder

Der Rundgang beginnt mit der detaillierten Handzeichnung einer Übersichtskarte des tunesischen Flüchtlingslagers Choucha, die großformatig auf die Wand reproduziert wurde. Die Einbeziehung verschiedener Darstellungsformen spielt in der Ausstellung *Empire* des französischen Fotografen Samuel Gratacap im Mudam eine wichtige Rolle. Kuratiert von *Café-Crème* und Christophe Gallois ist dies die erste einer Vielzahl von Ausstellungen, die im Rahmen des diesjährigen *European month of photography* zu sehen sind. Gratacaps Bilder sind das Resultat eines Langzeitprojekts, bei dem der Fotograf in den Jahren 2012 bis 2014 mehrfach in das UNHCR-Flüchtlingslager Choucha reiste. Nachdem das ursprünglich als Notlager gedachte Camp 2013 offiziell geschlossen wurde, blieben hunderte Flüchtlinge, die unter menschenunwürdigen Umständen dort weiterlebten. Auch Gratacap blieb und dokumentierte. Sein erklärtes Ziel ist es, „den individuellen Erfahrungen der Menschen angemessen Ausdruck zu verleihen“. Ob das bei dem gerade in der Darstellung so sensiblen Thema gelingt?



Gratacap fordert vom Betrachter eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit der Thematik der Flüchtlingslager

Den Hauptteil der Serie bilden großformatige Farbfotografien von reduzierter Bildsprache, gehängt in verschiedenen Höhen und Abständen. Die fragmentierte Hängung spiegelt den Inhalt der Bilder: Sieht man doch ganz verschiedene Szenen aus dem Lager, wie etwa Zelte und Plastikplanen, die Hände einer Runde Kartenspieler oder Essen, das zubereitet wird. Dazwischen sind immer wieder Menschen zu sehen, zumeist in Ganzkörperaufnahmen vor dem warmen blass-beigen Hintergrund der tunesischen Wüstenlandschaft. Gratacap ist die respektvolle Darstellung der Flüchtlinge ein Anliegen. Statt sie zur Schau zu stellen, werden sie oft von hinten oder im Profil gezeigt. In einzelnen, besonders herausstechenden Bildern sind Körper oder Gesicht durch schmuckvolle Tücher verhüllt. Diese ungewöhnliche Darstellung verleiht den Bildern eine starke Wirkung und anonymisiert die Gezeigten auf würdevolle Weise. Die Personen stehen oder bewegen sich auf verlorene Weise im Wüstensand. Die Ungewissheit des bangen Wartens auf den Asylentscheid wird so ersichtlich. Die ruhigen, hellen Bilder sind mit den pastelligen Farben von einer bestechenden Schönheit, wobei der Druck auf mattes Papier und der Verzicht auf Glas und Rahmung die reduzierte Ästhetik in der Reproduktion konsequent fortsetzen.

Einen methodisch interessanten Teil bilden die beiden Gruppen an Polaroid-Aufnahmen, auf denen jeweils ein Bewohner des Lagers oder eine Behausung zu sehen sind. Quadratisch gruppiert und von hell nach dunkel sortiert, fügen auch diese Bilder sich in die angenehm unkonventionelle Hängung der Ausstellung ein. In ihrem minimalistischen Bildaufbau stellen sich die kleinformatigen Sofortbilder dabei als Miniaturskizzen der großen Fotografien heraus und zeugen, wie die Übersichtskarte, von der sorgsam Beschäftigung Gratacaps mit seiner Umgebung und deren Darstellung.

Doch der Künstler belässt es nicht beim rein fotojournalistischen Blick auf die Flüchtlinge, sondern lässt ihnen Raum, selbst zu Wort kommen. Neben einer kleinen Videoinstallation, die eindrucksvoll die hektische Anlandung mehrerer vollbesetzter Schlauchboote dokumentiert, befindet sich im Nebenraum eine größere Filmprojektion mit persönlicheren Szenen aus dem Camp. An den Wänden sind Augenzeugenberichte nachzulesen, in denen die Betroffenen ihre Hoffnungen schildern, die sie zur Flucht aus ihrer Heimat bewegt haben. Frust und Wut treten darin deutlich zutage, wenn etwa Omar insistiert, er bliebe „nicht mal eine Viertelstunde, um hier in diesem Elend zu leben“, hätte er nur eine sichere Heimat, in die er zurückkehren könnte. Das lange Warten auf Flüchtlingsstatus oder Ablehnung, die Gängelei der Befragung

Samuel Gratacap belässt es nicht beim rein fotojournalistischen Blick auf die Flüchtlinge, sondern lässt ihnen Raum, selbst zu Wort kommen

zählen an den Lagerbewohnern: „Es geht darum, uns zu unterdrücken [...]. Sie wollen, dass wir verschwinden.“ Schwer wiegt ihre Enttäuschung über das UNHCR, dem vorgeworfen wird, es habe sich nicht um die Zustände gekümmert und die Diskriminierung innerhalb des Lagers durch die strenge Statusvergabe gefördert.

So ist schließlich auch eine Wand beklebt mit Fotografien einzelner Details eines großen Protestplakats. Die Fragmentierung setzt eine konzentrierte Betrachtung voraus, um aus den einzelnen Wort- und Satzketten die Gesamtaussage herauszulesen. Gratacap fordert hier vom Betrachter beispielhaft ein, was ihm die Ausstellung im Ganzen dank der intermedialen Verschränkung von Zeichnung, Fotografie, Text und Video bietet: eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit der Thematik, die in ästhetisch ansprechender Weise mit ausgesprochen starkem dokumentarisch-künstlerischem Potenzial repräsentiert wird.

Samuel Gratacaps Ausstellung *Empire* dauert noch bis zum 14. Mai im Mudam. Donnerstag bis Montag: 10 bis 18 Uhr, Mittwoch: 10 bis 23 Uhr; www.mudam.lu Begegnung mit Samuel Gratacap am 28 April um 11 Uhr im Mudam.



OKAY
Bon ol Tiker

Luxemburgensia

Let’s make it-Häppchen

Elise Schmit

Tom Hillenbrand schreibt offensichtlich nach einem Erfolgsrezept: Schon zum fünften Mal schickt er seinen Luxemburger Koch mit dem kriminalistischen Talent auf die Spuren von Verbrecherbanden. Hillenbrands Romane sind längst nicht nur bei Luxemburger Lesern beliebt, die sich ins Fäustchen lachen, wenn Kieffer seine Ducal raucht, im „Omega“ am Bahnhof in Luxemburg-Stadt einkehrt, eine Lanze für *Crémant* bricht oder luxemburgische Schimpfwörter zum Besten gibt. Mehrere der „kulinarischen Krimis“ landeten auf der Bestsellerliste des *Spiegel* – der Beweis eines kommerziellen Erfolgs, von dem Luxemburger Krimi-Autoren nur träumen können. Angesichts der doch erstaunlichen Tatsache, dass ein deutscher Autor (vermutlich unabsichtlich) zum Aushängeschild der Unterhaltungsliteratur mit Bezug zu Luxemburg geworden ist und ein durchaus positives *Nation Branding* häppchenweise an ein breites deutschsprachiges Publikum verfüttert, wäre die Frage zu stellen, welche Fertigkeiten man sich von diesem Mann abschauen kann.

Doch zunächst zur Geschichte des neuen Romans: In *Gefährliche Empfehlungen* sucht Xavier Kieffer nach einer seltenen Vorkriegsausgabe eines gastronomischen Führers namens *Guide Gabin*, die so brisante Informationen enthält, dass Geheimdienste hinter dem Buch her sind und Mitwisser zu Tode kommen. Historischer Hintergrund dieser Geschichte ist das Kartenmaterial des *Guide Michelin*, das aufgrund seiner akkuraten Wiedergabe der Ortskerne im Zweiten Weltkrieg tatsächlich von beiden Seiten genutzt wurde. Obwohl es eine ganze Weile dauert,

Das Motto von Tom Hillenbrands neuem „kulinarischen Krimi“ Gefährliche Empfehlungen lautet Amüseman!

bis Kieffer sich diesen Wissensstand erarbeitet hat, wird die Lektüre nicht fad. Das liegt zum einen daran, dass sich der Autor über die vergangenen Jahre eine erstaunliche Routine erschrieben hat, die seiner Art zu erzählen zugute kommt. Die Handlung geht schnell voran, sie bleibt übersichtlich, auch wenn der Leser mehrere Stränge im Auge behalten muss, die Handlungsträger sind sympathisch.

Vorbei auch die Zeiten der überzogenen Bildlichkeit. Wenn Kieffer einen seiner schnoddrigen Vergleiche anstellt, passt der wie die Faust aufs Auge (zum Beispiel: „Sein Gebiss strahlte wie das Matterhorn“, oder: „Er war dem Koch in etwa so wohlgesinnt wie ein Frettchen einem Karnickel.“). Apropos: Auch was die Handgemenge anbelangt, lautet das Motto: *Amüseman!* Setzen ihm kriminelle Schlägertrupps zu, macht Kieffer das, was ihm an Sportlichkeit fehlt, mit Spontanität und Einfallsreichtum locker wett. Auch hilft dem Roman, dass Hillenbrand mittlerweile auf eine ganze Reihe von Figuren zurückgreifen kann,

die dem Leser aus den vorherigen Büchern bekannt sind: auf den trinkfreudigen Frauenheld Pekka etwa, den aalglatten Poser-Koch Esteban oder die kaltschnäuzige Lobato von der Luxemburger Polizei. Die Widersprüche und Kauzigkeiten, die den Protagonisten kennzeichnen, dürfen in Zwischenzeit ebenfalls als etabliert gelten, seine Technikverachtung genauso wie seine gute Menschenkenntnis und sein Misstrauen gegenüber Machtmenschen aller Art. Kieffer ist nicht gesellig, aber loyal, nicht ehrgeizig, aber hartnäckig, in manchen Dingen ein traditionalistischer Prinzipienreiter, aber immer wieder überraschend flexibel und kreativ, wenn es ans Eingemachte geht.

In einer Hinsicht weicht Hillenbrand allerdings vom Konzept der bisherigen Romane ab: Aufhänger für den Plot ist mit den Karten des *Guide Gabin/Michelin* eine historische Anekdote, kein aktueller Skandal der Lebensmittelindustrie. Vormalis hatte der Autor den Leser noch mittels einer unterhaltsamen Fiktion auf den bedenklichen Einsatz von Geschmacksverstärkern hingewiesen, auf Börsenspekulanten, die die Getreidepreise manipulieren, auf gepanshtes Olivenöl oder die Schattenseiten der Fischzucht. Eigentlicher Antrieb der ersten vier Kieffer-Krimis war eine aufklärerische, wenn nicht sogar pädagogische Tendenz, den Leser zum kritischen Nachdenken über sein Konsumverhalten und seine Essgewohnheiten anzuhalten. In *Gefährliche Empfehlungen* kommen derartige Impulse nur noch am Rande vor, dort etwa, wo sich Kieffer an Küchenrobotern stört oder dem charakterlosen *Corporate Design* von Restaurantketten. Einerseits gewinnt das Buch dadurch



Marketing gibt’s auch schon: Mug, 15,49 Euro

an erzählerischer Leichtigkeit; der Leser braucht vom Lesespaß nicht direkt auf ein schlechtes Gewissen umzuschalten. Andererseits verliert die Lektüre an der Dringlichkeit, die Hillenbrands Krimis bisher über die Masse eines unabsehbaren Angebots an Kriminalliteratur herausgehoben haben, und wird zu einem harmlosen Vergnügen. Noch schöner wäre dieses Vergnügen, wenn Kieffer keine Sätze in Witz-Moselfränkisch von sich geben würde: „Du exagéiers mat dem Gefëmms“, „ech schwieren bäi de Kachengëtter“. Wie sollen deutsche Leser so jemals Luxemburgisch lernen?

Tom Hillenbrand: *Gefährliche Empfehlungen. Ein kulinarischer Krimi. Xavier Kieffer ermittelt.* 407 S. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017. ISBN 978-3-462-04922-0. Ca. 10 Euro.

Littérature VS cinéma

Ce que le mot professionnel veut dire

Ian De Toffoli

Le remue-ménage annuel du *Discovery Zone* – ah non ‘scuse, ça ne s’appelle plus comme ça, donc du *Luxembourg City Film Festival* donnera à nouveau l’occasion, à beaucoup d’acteurs du milieu littéraire, de geindre, voire de se plaindre du traitement disproportionnellement injuste que les ministères (pas ministres, hein) respectifs (Culture et Médias, Xavier Bettel, DP) accordent à ces deux disciplines artistiques. En gros : « voyez comment au cinoche, ils reçoivent des paquets de fric pour produire des navets que personne ne veut aller voir, alors que nous, *njet*, on peine à publier trois livres par an. Et côté résultat, après trente bouquins de vendus, on a (proportionnellement vu, à nouveau) généré un meilleur rendement que *Eng nei Zäit* et *Rusty Boys* mis ensemble, donc ne me sortez pas cet argument-là. » Quelque chose dans ce genre.

Bon, évidemment, ces propos sont un peu grossiers, d’aucuns pourraient même dire populistes. Heureusement que l’on s’accorde, de nos jours, à dire que l’art n’a pas besoin d’être rentable – même s’il y a des voix qui continuent à parler de culture d’assistés, et je propose d’ailleurs qu’on nourrisse les personnes à qui appartiennent ces voix, un an durant, de sons de Britney Spears et de textes d’Eric-Emmanuel Schmit,

ça leur apprendra. Tout un gémissement de la part des littéraires, donc, qui risque de s’intensifier, avec la venue, cette année (après celle de Svetlana Aleksievitch, l’année dernière), au *Film Fest*, de Douglas Kennedy, monstre plus ou moins sacré de la littérature américaine, dont certains livres (c’est toujours mieux qu’Eric-Emmanuel Schmit, ça a quand même quelque chose à dire, au lieu de la mièvrerie visqueuse d’EES) ont été adaptés pour le grand écran, notamment *The woman in the fifth*. Gémissement, donc, avec cet empiètement des uns sur le terrain des autres, car rien que cette rencontre littéraire, avec séance dédicace, doit coûter plus que tout le *Summerdag vun der Literatur* que le directeur du Centre national de littérature, toujours proche de l’infarctus, tant il est sur tous les fronts, organisera en été.

Dans un sens, malgré toute l’absurdité (et la jalouse infantile) de cette comparaison, qui ne tourne, comme toujours, qu’autour de la question du montant des subsides, si l’on y regarde de plus près, et analyse les symptômes de ce malaise du monde littéraire, il y a surtout une chose qui me frappe : On en est toujours à la *professionnalisation*. Non pas celle des artistes, mais du cadre (du support, de l’administration) derrière. Certes, le Luxembourg connaît

un certain nombre de maisons d’édition qui font un bon travail, qui publient de bons livres, mais à part les trois grands, Binsfeld, Saint-Paul (qui n’a pas grand-chose à voir avec de la littérature, si on exclut les livres pour enfants) et Phi (il faut le mentionner, même si Editpress ferait mieux d’engager un vrai éditeur littéraire, qui sache faire un lectorat ou un suivi des publications, sinon à quoi ça sert ?), qui sont donc des structures véritablement professionnelles, ce qui ne signifie pas qu’ils publient de meilleurs livres, au niveau de la qualité littéraire, mais qu’ils le font avec plus de soin au niveau de la production : qu’il s’agisse du design, de l’absence de fautes de frappe, de promotion dans les librairies, avec ne serait-ce que des posters, d’événements organisés autour d’une publication, donc (je reprends), à part les trois grandes maisons d’édition, dotées de superstructures en arrière-fond, qui permettent aux gens de travailler sereinement, les éditeurs littéraires luxembourgeois sont, majoritairement, des bénévoles.

Exemple récent : il y a quelques jours, un nouvel éditeur a vu le jour, Black Fountain Press, qui ouvre le champ littéraire luxembourgeois aux textes en anglais. Cette maison a été créée par... quatre enseignants. Ces bénévoles, passionnés certes, gèrent

« Voyez comment au cinoche, ils reçoivent des paquets de fric pour produire des navets que personne ne veut aller voir, alors que nous, njet, on peine à publier trois livres par an... »

donc leurs éditions avec le temps qu’il leur reste, le soir, après la correction des copies. Black Fountain Press n’est pas un cas isolé, même des éditeurs qui ont trente ans d’expérience, comme Robert Gollo Steffen, de Op der Lay, fonctionne ainsi, et on lui doit la découverte d’écrivains comme Claudine Muno ou Gast Groeber. Ce ne sont pas ce qu’on appelle des éditeurs professionnels, malgré tout leur engagement, parce qu’ils ne peuvent pas se consacrer uniquement à un boulot qui exige cependant qu’on s’y consacre à plein temps.

Ce que le monde du cinéma a donc de plus que celui de la littérature, c’est un ensemble de bons producteurs, professionnels, évidemment bien soutenu par un Film Fund, et c’est justement ce soutien qui leur permet, aux producteurs, de bien travailler. Le monde littéraire a des éditeurs dispersés, surmenés, peu solidaires, une fédération faible, pas de structure financée par l’État qui veille à ce que le *cash* coule, peu de présence commune aux festivals étrangers, etc. Et ne me sortez pas le CNL de Mersch, il s’agit là d’une archive, d’un lieu scientifique, pas d’une agence de promo.

Contrairement à ce qu’affirme donc Serge Tonnar, depuis un certain temps : il y a des disciplines artistiques où il ne s’agit pas, tout simplement, d’investir dans les artistes (après avoir mis des sous dans l’administration.), mais où il faudrait avant tout *mieux* investir dans (où ne serait-ce qu’ériger) des structures qui font vivre les artistes, comme le font les boîtes de production au cinéma.

Cinéma

Bleu, blanc, brun

Dans une commune du Pas de Calais, Pauline Duhez, une jeune infirmière à domicile, fille d’un ancien ouvrier communiste, est sollicitée par un parti d’extrême-droite pour le représenter comme tête de liste aux élections municipales. Adapté d’un polar de Jérôme Leroy (*Le Bloc*, Gallimard 2011), *Chez nous* de Lucas Belvaux est une charge politico-pédagogique contre le Front National de Marine Le Pen. Les éléments de fiction ne manquent pas, en effet, qui permettent au spectateur de faire le va-et-vient sans aucune difficulté entre le FN tel que nous le connaissons en France et le parti nationaliste représenté à l’écran, ainsi que ses nervis fascistoïdes, violents et racistes, plus ou moins liés à lui.

Lucas Belvaux ne masque pas son engagement à gauche et sa critique de l’idéologie contre-révolutionnaire du Front National

Bien que lui préférant le qualificatif de « film engagé » plutôt que celui de « film militant », Lucas Belvaux ne masque pas son engagement à gauche et sa critique de l’idéologie contre-révolutionnaire du Front National. Son film est un récit qui tente de mettre à plat le discours actuel du FN, son souci de respectabilité et ses préoccupations sociales, à partir de petites scènes du quotidien, pour lui substituer un collectif volontaire d’hommes et de femmes farouchement attachés à une vision réactionnaire du monde. Le bleu blanc rouge de la France de 1789, la Laïcité de la république radicale, la liberté de la philosophie des Lumières, le travail des communistes, sont autant de sous-marins sémantiques détournés de leurs origines idéologiques et utilisés pour gagner la confiance d’une population pauvre et vieille, désespérée et écartée de la providence. Dans la bouche du parti extrémiste de *Chez nous*, la République est le masque d’une nation biologisée, la laïcité, celui d’un racisme anti-arabe (voir la scène où des conseillers en communication politique recommandent aux frontistes en herbe de bannir de leur vocabulaire les mots « bougnoules » ou « bamboulas » mais d’utiliser « racaille », « djihadistes », « islamistes » car « les gens comprendront »).

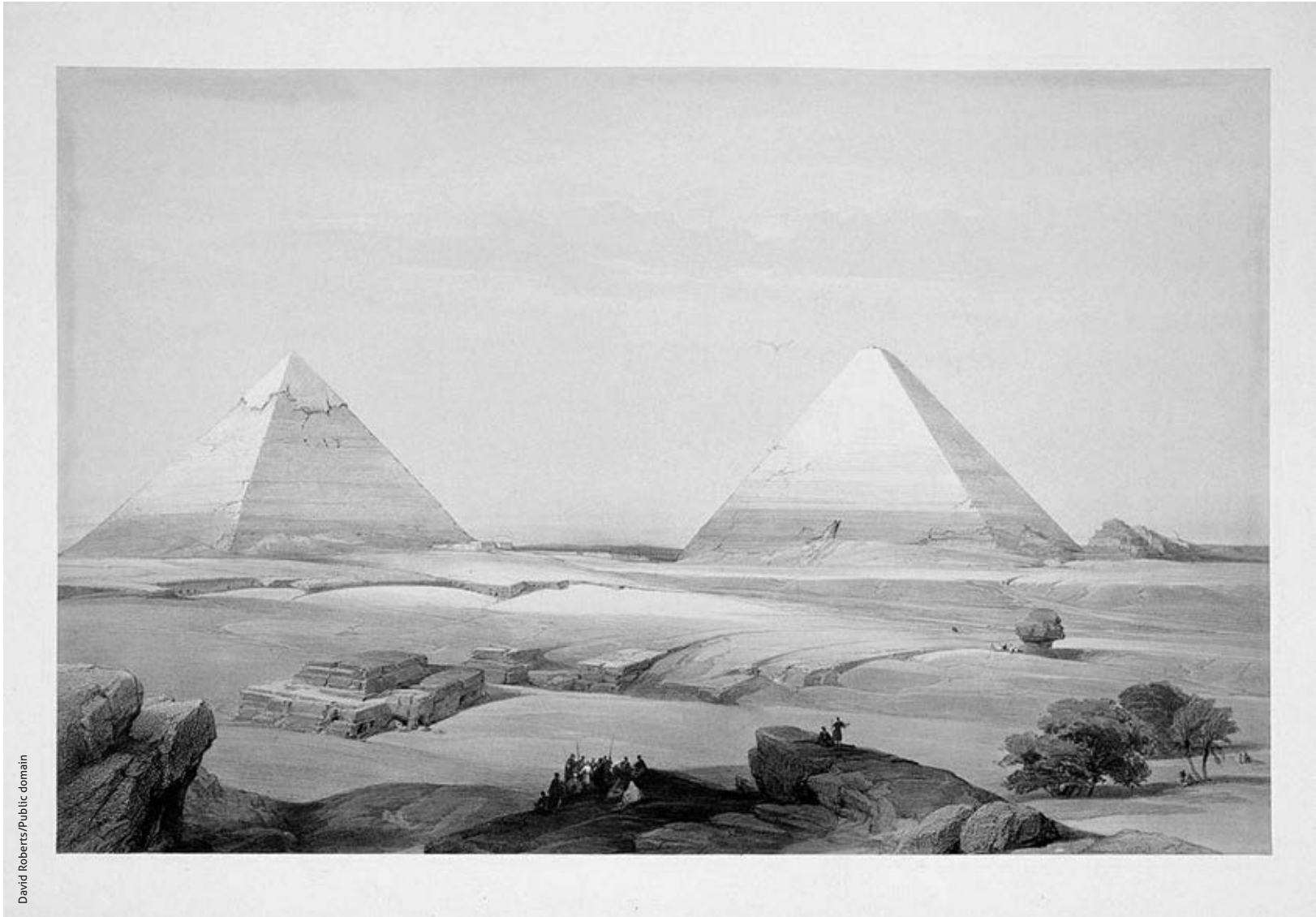
On connaît les difficultés inhérentes au film politique. La forme critique emporte tout au point de substituer au travail des images et du récit, le discours édifiant. Si *Chez nous* n’échappe pas à la simplification, il ne verse pas pour autant dans la caricature. Une partie de sa cohérence réside dans la construction de personnages crédibles interprétés par de bons acteurs. C’est le cas d’André Dussollier (excellent en médecin maurassien) ou Emilie Dequenne dans le rôle de Pauline. On est moins convaincu par Catherine Jacob en double « blondasse » de Marine Le Pen ou Anne Marivin, en bécasse irradiée par l’idéologie frontiste. Le personnage de « Stanko » est une pièce centrale de la démonstration de Belvaux (fascistes et fascismes ne peuvent changer, ils demeurent ce qu’ils sont) mais son utilisation dans le récit et la conclusion finale est maladroite. Les scènes de foule (meeting politique et ratonnade dans la Cité) manquent cruellement de moyens. Le film n’est donc pas un chef-d’œuvre et souffre de sa trop grande concentration sur les dialogues et les situations idéologiques. La lumière et l’ancrage local, l’esprit prolétaire d’une région de mineurs à quelques dizaines de kilomètres du mythique Borinage, le fantôme de Van Gogh, auraient pu inspirer un cinéaste aussi fin et sensible que Lucas Belvaux. Ce n’est pas le cas et on le regrette. *Chez nous* demeure toutefois un assez bon divertissement qui informe avec honnêteté le spectateur sur la dangerosité politique d’une organisation dont la façade républicaine et démocratique masque un parti foncièrement anti-républicain et anti-démocratique. Fabrice Montebello

Chez nous, de Lucas Belvaux (France-Belgique, 2017, 112’), cinéma Utopia.



André Jung, Josiane Peiffer et Pol Greisch dans *Rusty Boys* d’Andy Bausch

STIL



D'ailleurs, quelles merveilles n'a-t-on pas construites sur le mensonge ? Les pyramides d'Égypte contre la vie éternelle, le père Noël pour rendre les enfants sages, la petite souris qui donne une pièce en guise de consolidation des dents tombées, des centaines de cathédrales à travers l'Europe contre une place au paradis



L'endroit

Il faut l'avouer : l'endroit est difficile. Le petit bâtiment de la place du Théâtre accueille une caisse de parking, un espace déserté par le kiosque à journaux et des toilettes publiques, qui lui confèrent cette incomparable odeur à l'entrée. Devant la porte, un ou plusieurs mendiants vous accueillent toujours avec le sourire, avant qu'on tombe sur les saltimbanques de Bénédicte Weis. Dès les premiers rayons de soleil, les gens s'approprient les bancs publics sur la place, les cafés voisins y érigent leurs terrasses. Tout allait bien pour cet espace public – enfin, tant que faire se peut sur le toit d'un des principaux parkings de la capitale. Tout allait bien jusqu'à ce que la Ville commande une œuvre d'art public à Joël Rollinger, artiste venant du street art. Sa fresque *One city – one world* (photo : TPC) est tout ce qu'il y a de plus redondant, alignant des portraits de gens en ville. Elle est surtout invasive au possible et s'impose dans une cacophonie visuelle déjà impressionnante à cet endroit. Il serait vraiment temps pour une vraie réflexion sur l'art dit urbain et sa pertinence lorsqu'il est récupéré par la main publique. jh



Shopping

First and Second Hand Conecpt Store hat vor wenigen Wochen in dem aufwendig renovierten Lokal auf Nummer 120, Val Ste Croix in Belair die Türen geöffnet. Der Laden verkauft Designer-Ware aus zweiter Hand: Kleider, Taschen, Sonnenbrillen, Schuhe, Schmuck. Dort bietet sich denjenigen Gelegenheit, sich Christian-Louboutin-Stilletos oder Jimmy Choos aus nächster Nähe anzuschauen, die sich nicht in die Louboutin-Boutique in der Oberstadt trauen. Im nach Kleidergrößen geordneten Sortiment finden sich Jacketts von Chanel, Kleider von Prada, Hemden von Dolce & Gabbana, Blusen von Stella McCartney oder Marni. Das Angebot an Vintage-Taschen ist besonders groß, vor allem aus dem Hause Louis Vuitton. Beim Blick in die Vitrine zeigt sich, dass eine klassische Handtasche von Chanel auch noch aus zweiter Hand mehr kostet als mancher Gebrauchtwagen. Der Preis der Waren wird mit den Eigentümern zusammen festgelegt, auf Kleidern erhalten letztere 50 Prozent des Verkaufspreises, bei Sonderstücken, wie besagten Taschen, zwischen 70 und 80 Prozent. Die Ware bleibt zwei bis drei Monate im Angebot. ms



Shopping

Wenn das schwedische Modehaus H&M eine Kollektion in Zusammenarbeit mit einem großen Modedesigner herausbringt, stehen die Kundinnen in aller Herrgottsfrüh stundenlang Schlange, und wenn sich die Türen öffnen gibt es Mord und Totschlag beim Ansturm auf die Regale. Deutlich weniger Rummel gibt es, wenn die hausintern entworfene H&M Studio Collection in die Läden kommt. Dabei bietet H&M in seiner Studio Collection mitunter wirklich hervorragendes Modedesign, wobei die Qualität auch nicht unbedingt schlechter ist als diejenige, die in Edelboutiquen geboten wird. Die Kollektion für Frühling und Sommer, die diese Woche vorgestellt und ab sofort erhältlich ist – online oder im H&M Rosenstiel – ist eigener Aussage nach von der Leidenschaft und der Stärke klassischen Ballets inspiriert. Wie auch immer, sie enthält auf jeden Fall eine ganze Reihe schöner Stücke, sowohl für Frauen als auch für Männer. ms

Alternative defects

Cyril B.

En période de crise, rien de tel que de se tourner vers les classiques pour y trouver le réconfort que procurent les fondamentaux de la culture. Ainsi, au vu de la tournure prise par les premières semaines du mandat de Donald Trump, ou étant donnés les funestes présages que laisse envisager la campagne électorale française pour les présidentielles, pourquoi ne pas se replonger dans la quintessence de l'esprit du siècle dernier. Sartre ? Camus ? Non, Gérard Oury. L'analyse politique du réalisateur des plus grandes comédies françaises de ces trente dernières années trouve, par exemple, toute sa saveur dans *Les Aventures de Rabbi Jacob*, un film qui serait aujourd'hui irréalisable tant il se permet de moquer les juifs, les arabes, et les préjugés à leur encontre. Alors que le dissident qui l'a kidnappé explique à Louis de Funès qu'on ne peut pas mentir à tout un peuple, ce dernier répond que si, bien sûr que si. C'est ce qu'il fait toute la journée au personnel de son usine. Et que, justement, c'est ce que demande le peuple.

Mentir c'est comme un art de vivre. Prétendre que les carottes sont bio quand elles suintent les pesticides, acheter des surgelés chez Picard et raconter avoir passé la journée en cuisine, concevoir des logiciels anti-pollution qui détectent quand on branche un appareil de mesure pour réduire artificiellement les dégagements de CO², on ne sait plus qui croire. Les principaux médias sont accusés de désinformation. La manipulation serait partout. D'ailleurs, quelles merveilles n'a-t-on pas construites sur le mensonge ? Les pyramides d'Égypte contre la vie éternelle, le père Noël pour rendre les enfants sages, la petite souris qui donne une pièce en guise de consolidation des dents tombées, des centaines de cathédrales à travers l'Europe contre une place au paradis.

Le mensonge est facile. Il ne demande qu'un peu d'imagination, pas besoin de vérifier des faits, de réfléchir, de croiser une information. Mais le mieux, c'est qu'un beau mensonge peut même faire plaisir à ceux à qui il s'adresse. Pensez-vous vraiment qu'on ait soif de vérité lorsqu'on a atteint les sommets du mauvais goût, de l'inculture et de l'abrutissement ? Dans le règne de la vulgarité et de la médiocratie qui semble souvrir sous nos yeux étonnés en ce troisième millénaire qu'on aurait pu rêver être le triomphe d'une intelligence partagée par tous, la principale qualité pour devenir un leader charismatique semble donc être le savoir mentir. Droit dans les yeux. Sans douter une seule seconde de ce qu'on raconte.

Mentir c'est comme un art de vivre. Prétendre que les carottes sont bio quand elles suintent les pesticides, acheter des surgelés chez Picard et raconter avoir passé la journée en cuisine...

D'ailleurs, on ne dit plus « mensonge », on dit « alternative facts » selon la nouvelle terminologie inventée par les communicants de Donald Trump : « Il n'y a jamais eu autant de public à une investiture d'un président américain », alors que les images montrent clairement le contraire. « Entre trois et cinq millions d'immigrés illégaux ont voté contre moi et faussé l'élection ». Plus c'est gros, plus c'est rigolo, suscitant alors des émules ironiques, comme Courtney Love déclarant n'avoir fumé de cigarette ni dit de gros mot, ou la publicité du déodorant Dove qui améliore la qualité de réception de votre Wi-Fi. Du coup, même les sites parodiques ont l'air de concurrents sérieux au *New York Times*. Ainsi, selon the *Onion*, « les services sociaux américains sont débordés après avoir dû prendre en charge 80 millions d'enfants dont les parents n'ont pas réussi le test d'aptitude à s'occuper de mineurs ». Ou, d'après le *Gorafi*, « L'Italie songerait à demander à l'Onu l'interdiction totale de la pizza à l'ananas ».

Car l'avantage du mensonge, c'est surtout qu'il n'engage que les crédules. Cela tombe bien, c'est le mois de la déclaration d'impôts... Vous pourrez toujours dire à l'administration des contributions directes que vous avez rempli votre formulaire modèle 100 de façon alternative.



Louis de Funès comme Rabbi Jacob